Die

weiße Rose.

Geheimnisse aus dem Serail.

Morgenländischer Roman

von

Ferdinand Stolle,

Verfasser von „1813“, „Elba und Waterloo“ u. s. w.

Zweiter Band.

Plauen,

Verlag von August Schröter.

1851.

Erstes Kapitel.

Drohende Gewitter.

Trautmannsdorf stand am Fenster und schaute ernsten, fast träumenden Blicks, wie die Morgenwolken über das Häusermeer der Hauptstadt dahinzogen und wie sich hunderte von Minareten im jungen Tageslichte spiegelten, als der Alpensohn gemeldet wurde.

„Mir willkommen," sprach er zu dem anmeldenden Diener und trat raschen Schrittes dem Eintretenden entgegen.

„Nun, noch keine Nachricht von Silbermann?" war seine erste Frage.

„Alle meine Nachforschungen," erwiederte Erwin, „sind ohne Erfolg geblieben. Der Verräther ist und bleibt verschwunden. Schon faßt mich der Gedanke,

daß er in jener Nacht, im bewußtlosen Zustande am Boden liegend, von den in dortiger Gegend zahlreich umherschweifenden wilden Hunden ist zerrissen worden. Derartige Beispiele kommen in der Hauptstadt der Gläubigen nicht selten vor."

Herr von Trautmannsdorf schauderte. Nach einer Pause frug er: „Sonst nichts Verdächtiges aus dem Lager unsrer Feinde vernommen?"

„Chantilly's," gab Erwin zur Antwort, „leben ganz zurückgezogen. Sie sollen Schäferspiele aufführen und sich die Zeit so gut wie möglich zu vertreiben bemüht sein. Seit die Pforte jeden diplomatischen Verkehr mit der französischen Gesandtschaft abgebrochen, hat sich auch die übrige Diplomatie auffällig zurückgezogen."

„Und Felseck ist auch geheilt?" frug der Gesandte.

„Vollkommen," lachte Erwin, „Olivia ist bereits ersetzt durch die schöne Tochter des Kaufmann Volkmann. Es gehen selten drei Tage ins Land, daß Freund Alexander nicht seinen Besuch abstattet. Er schwört zwar Stein und Bein, daß diese Besuche einzig und allein der herrlichen Aussicht gelten, die man von Volkmanns Wohnung aus genießt, aber ich habe ihn

doch früher nicht als so leidenschaftlichen Bewundrer schöner Aussichten kennen gelernt."

Trautmannsdorf erkundigte sich des Nähern nach der Familie des Kaufmanns.

Erwin gab so beruhigende Aufschlüsse, daß der Gesandte gegen die neue Inclination seines Attaché nichts einzuwenden hatte.

„Mir bei weitem lieber," sprach er, „als die französische Liaison. Felseck ist nicht der Mann, dergleichen interessante Verhältnisse zum Besten unsrer Regierung auszubeuten. Wenn sich daher die Freundschaft zu unserm Erbfeinde nicht von selbst gelöst, würde der Herr Attaché bei erster Gelegenheit nach Wien zurückgekehrt sein. Was erzählt man sich in der Stadt von Freund Omar Pascha?"

„Alle Nachrichten," gab Erwin zur Antwort, „stimmen darin überein, daß der Pascha von Morea Politik und Kriegslust gänzlich an den Nagel gehängt hat und sich lediglich mit Urbarmachung des Bodens und zeitweilig mit der Falkenjagd beschäftigte."

„Und wie lautet die neueste Chronik des Serails?" fuhr Trautmannsdorf fort.

„Alles nimmt daselbst wieder einen milden, ver-

söhnenden Charakter an," sprach Erwin, „man glaubt mit der Verbannung des Pascha von Morea allen Intriguen der Kriegs- und Empörungslustigen Partei die Spitze abgebrochen zu haben. Prinz Achmet erfreut sich der gelindesten Haft, die in den nächsten Tagen ganz aufhören soll. Auch erzählt man allgemein, daß die erste Kadine, die eine Zeitlang in großer Ungnade lebte, wieder den frühern Rang einnehmen wird."

„Unglückselige Sorglosigkeit," seufzte der Gesandte und trat wieder ans Fenster, durch welches er lange schweigend hinausschaute. Nach langer Pause frug er: „Und die Sturbitz? wie ist ihre Stimmung? Möchte diese verwilderte Soldateska nicht lieber heute denn morgen nach dem Abendlande aufbrechen?"

„Allerdings;" gab Erwin zur Antwort, „aber diese Kriegs- und Beutelustige Stimmung hat stets in den meisten Ortas der Janitscharen und namentlich in der Iturbitz gelebt."

Herr von Trautmannsdorf schaute seinen Pflegesohn lange mit tiefem Schmerze an. Dann trat er auf ihn zu und ergriff seine Rechte, die er krampfhaft drückte. „Erwin," sprach er im bewegten Tone, „wir

sind unter uns, ich danke Dir für die beruhigenden Nachrichten, die Du mit Fleiß gesammelt; aber leider, mein Sohn, habe ich andre, die freilich nicht auf den Gassen und in den Kaffeehäusern erzählt werden. Glaube mir," fuhr er nach einer Pause fort, „unsre Feinde sind trotz ihrer scheinbaren Unthätigkeit, rühriger denn je. Die versöhnende Politik des Großveziers hat ihnen wahrhaft in die Hände gearbeitet, sie hat ihnen Muth gemacht, schon jetzt wieder ihre Verderbenvollen Pläne zu spinnen. Glaube mir, wir stehen auf einem Vulkan, und mehr wie je muß uns daran gelegen sein, das verhängnißvolle Memoire, nach welchem unsere Feinde alle Minen springen lassen, entweder in unsere Hände zu bekommen oder es wenigstens zu vernichten. Tage und Nächte lang hab' ich mir schon das Gehirn zerarbeitet, auf welchem Wege es wohl möglich, den Juden Elias, denn Niemand anders ist im Besitze des geraubten Portefeuille, zur Herausgabe der wichtigen Papiere zu vermögen. Dieser Mensch muß einen geheimen Plan mit diesen Documenten beabsichtigen, denn sonst würde er sie unfehlbar dem Franzosen verkauft haben, der ihm doch sicher eine nicht unbedeutende Summe dafür geboten hat."

Erwin war ob der so unerwarteten düstern Mittheilungen auf das Höchste betroffen. Obschon auch sein Gemüth von dunkeln Ahnungen zuweilen bewegt wurde, so hielt er doch die Macht der Feinde Oesterreichs durch die jüngsten Schläge dermaßen gebrochen, daß er nicht fürchtete, sie würden so schnell wieder in den Vordergrund treten. Doch gewann er bald seine Fassung wieder. Mit fester Entschlossenheit trat er auf Trautmannsdorf zu: „Theurer Pflegevater,“ sprach er mit inniger Wärme, „mag da kommen was da will, in allen Fällen zählt auf mich.“

Der Gesandte schloß den schönen Jüngling gerührt in seine Arme: „Daran, mein Erwin,“ versetzte er, „hab' ich auch nie gezweifelt. Hoffen wir zu Gott, daß er uns die schwere Prüfung, die über unserm Haupte heraufzieht, gnädig überstehen hilft. Wie schwer sie immer sein mag, unser Wahlspruch bleibt allezeit: Alles für Oesterreich und das deutsche Vaterland! Doch jetzt, mein Sohn, nöthigen mich dringende Geschäfte Dich zu entlassen. Ich muß dem Großvezier schreiben, daß er eine strengere Politik gegen unsere Feinde, die auch die seinen sind, einschlägt. Seine unzeitige Milde richtet uns zu Grunde.“

Bevor sich Erwin verabschiedete, erhielt er noch den gemessenen Befehl, in seinem ganzen Verhalten mit möglichster Vorsicht aufzutreten, über alle Verdacht erweckende Erscheinungen sofort Nachricht zu geben und hauptsächlich auch den Baron in Zaume zu halten, damit er nicht durch seinen etwas leichtfertigen und rücksichtlosen Charakter das Interesse der österreichischen Gesandtschaft irgendwie beeinträchtige.

Bei der Erwähnung Alexanders von Seiten des Gesandten fiel es Erwin sonderbar auf, daß er den Baron seit fast zwei Tagen mit keinem Blicke gesehen. Bei Volkmann's konnte er sich so lange nicht aufhalten; befand er sich auf einer Landpartie, so würde er unfehlbar seinen beständigen Begleiter, den Alpensohn, dazu aufgefordert oder wenigstens in Kenntniß gesetzt haben. War er krank, so würde man im Gesandtenhotel sicher davon erfahren haben. Erwin machte sich daher sofort, nachdem er von seinem Pflegevater Abschied genommen, auf den Weg, um Baron Felseck aufzusuchen. Dieser wohnte in einem Seitengebäude des Gesandtschaftshotels, das nach dem Garten hinging. Als Erwin über den Hof schritt, um sich nach der Wohnung des Barons zu begeben, kam ihm der

Diener Felsecks, Nikodemus mit Namen, händeringend entgegen.

„Mein Gott, was giebt es?“ rief Erwin.

„Ach, gnädiger Herr,“ tönte es schauerlich aus Nikodemus Munde, „kommen Sie, helfen Sie, retten Sie, mein guter Herr liegt auf dem Tode.“

„Was sagst Du?“ rief Erwin erschrocken, „seid wann ist er denn erkrankt? Was fehlt ihm denn?“

„Ich sagte immer,“ schluchzte Nikodemus, „wenn mein guter Herr nicht mit mir ausgeht, geräth er auf Abwege. Nun haben wir das Unglück.“

„Hat er denn ein Unglück genommen? Ist er gefallen, vom Pferde gestürzt?“

„Nein, Alles das nicht,“ lautete die Antwort, „aber vier Männer brachten ihn getragen.“ —

„Was sagst Du, vier Männer?“

„Ja, sie meinten, der gnädige Herr wäre es noch nicht gewohnt.“

„Nicht gewohnt —?! Wo brachten denn die vier Männer den Baron her?“

„Das weiß ich nicht — aber todt war er, mausetodt — jetzt zappelt er wenigstens wieder.“

Erwin vermochte aus der unzusammenhängenden

und kauderwelschen Darstellungsweise von Nikodemus nicht klug zu werden.

„Führe mich sogleich zu ihm,“ gebot er.

„Ich wollte nach dem Doctor Balliardi springen, gnädiger Herr,“ entschuldigte sich der ängstliche Diener.

„Auch gut,“ erwiederte Erwin, „geh' Du nach dem Doctor, ich finde den Weg allein.“

„Gott gesegne 's Ew. Gnaden,“ rief der besorgte Nikodemus und eilte spornstreichs davon.

Erwin wußte noch immer nicht, was er von der ganzen Sache denken sollte. Er eilte nach des Barons Wohnung. Als er dieselbe, ohne Jemand weiter begegnet zu sein, erreicht hatte, klopfte er, nachdem er den Vorsaal durchschritten, an die Thüre von Alexanders Wohnzimmer. Er klopfte einmal, zwei, dreimal — kein Herein erfolgte. Da drückte Erwin leise an das Thürschloß und trat in's Zimmer.

Welch ein Anblick! Geisterbleich, mit weit aufgerissenen Augen, starr vor sich hinblickend, die Hände convulsivisch zusammengeballt, lag Felseck auf dem Sopha. Erwin eilt erschrocken auf ihn zu und redete ihn mit sanften Worten an. Keine Antwort. Erwin rieb und rüttelte, weil er befürchtete, der Erkrankte

leide am Starrkrampfe. Nach längere Zeit fortgesetztem Frottiren schien Felseck Etwas zu sich zu kommen. Ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust. Er schlug wiederholt die Augen auf und zu. An Sprechen war nicht zu denken. Was den mit Belebungsversuchen unermüdlich beschäftigten Erwin hauptsächlich besorgt machte, war das zeitweilige krampfhafte Zucken des ganzen Körpers. Eschen wußte sich diese Art Krankheit durchaus nicht zu erklären.

Nach einiger Zeit kehrte athemlos der getreue Nikodemus mit dem Doctor Balliardi, welchen er glücklicherweise auf der Straße, unfern der Gesandtenwohnung angetroffen, zurück.

„Ich bitte Sie um Gotteswillen," rief Erwin dem eintretenden Arzte entgegen, „was für eine Krankheit hat den Baron befallen?"

Balliardi warf einen Blick nach dem Kranken, befühlte den Puls und konnte sich eines Lächeln nicht erwehren.

Erwin hätte dies Lächeln fast übel genommen.

„Sie lachen," sprach er empfindlich, „wo es sich um einen Todtkranken handelt?"

„Todtkrank —?" lachte jetzt der Doctor herzli-

cher. „Nicht die geringste Gefahr ist vorhanden. Der gute Baron hat nur etwas vom verbotenen Baume genascht, dem ihr Abendländer einmal nicht nahen dürft, ohne tüchtig heimgeschickt zu werden."

„Vom verbotenen Baume genascht?" frug Erwin, „erklären Sie sich deutlicher, Doctor."

„Was ist da zu erklären," versetzte trocken Balliardi, „der Herr Baron ist in einer Theriakibude gewesen." Er wandte sich zu Nikodemus: „Wie lange war Dein Herr abwesend?"

„Ganzer vierundzwanzig Stunden," war die Antwort des Dieners. „Ich glaubte ihn bei Volkmanns und harrte von Stunde zu Stunde. Eben war ich im Begriff, Seine Excellenz, den Herrn Gesandten in Kenntniß zu setzen, als vier Männer meinen unglücklichen Herrn auf einer Bahre nach Hause brachten."

Dem Alpensohne fiel eine Centnerlast vom Herzen, denn er glaubte Anfangs nicht anders, als Felseck sei von der Pest befallen und rettungslos verloren.

„Also Opiumrausch," sprach er, „so, so — da ist die Neugier und der Vorwitz denn doch größer gewesen als meine Warnung. Und darum

auch ward ich von der Expedition nicht in Kenntniß gesetzt. Jetzt wird's Licht."

Wiederholtes convulsivisches Zucken, das manchmal den ganzen Körper emporhob, machten Erwin wieder bedenklich; aber Balliardi beruhigte, verordnete die nöthigen Mittel, den nachtheiligen Folgen des Theriakirausches nach Kräften vorzubeugen und ergriff sogleich Gelegenheit, den Alpensohn auf die verderblichen Wirkungen des Opiumgiftes aufmerksam zu machen.

„Wissen Sie," sprach er, „daß der Baron die übeln Folgen seiner thörichten Neugier acht Tage lang fühlen wird? Die Buße für diese Sünde ist hart. Jetzt ist vor der Hand mit dem Kranken nichts zu thun. Ruhe ist das Beste. Von Zeit zu Zeit, Nikodemus, flößt Du ihm das vorgeschriebene in Wasser aufzulösende Limonadenpulver ein. Lasse keinen Besuch ein, wer es auch sei, sage, ich hätte es verboten. Gefahr ist durchaus keine, da man den Opiumlüsternen in der Theriakibude als Franken erkannt und ihm nur den geringsten Grad des verderblichen Giftes gereicht hat."

Der Doctor empfahl sich und ward von Erwin

begleitet, welcher die Gelegenheit benutzte, um von dem erfahrnen Arzte Näheres über die türkischen Opiumbuden, worüber er so viel hatte fabeln gehört, zu vernehmen.

„Es ist ein im Abendland weit verbreiteter Irrthum," sprach der Doctor, „wonach man alle Türken für Opiumesser hält. Dem ist durchaus nicht so. Ein türkischer Opiumesser ist ungefähr das, was im Abendlande ein Säufer ist, eben so unverbesserlich, eben so verachtet, eben so in die Gesundheit wüstend und das Leben kürzend. Es ist nach türkischen Sitten durchaus nicht empfehlenswerth, wenn von Jemand berichtet wird, daß er dem Opium ergeben; daher man denn auch den Besuch der Theriakibuden keineswegs für ehrenvoll hält."

„Aber ich habe mir sagen lassen," hielt Erwin entgegen, „daß selbst hochgestellte Türken das Opium lieben und die erwähnten Orte besuchen."

„Ganz Recht," erwiederte Balliardi, „ebenso wie es auch in Deutschland hochgestellte Leute gibt, die dem Trunke ergeben und die man daher an Orten zechend antrifft, wo sie ihrer Stellung nach nicht hingehören."

„Ein ächter türkischer Opiumesser," sprach Erwin, „soll so viel Opium vertragen können, daß der stärkste Mann, der das Gift nicht gewohnt, den Tod davon haben würde. Ist dem so?"

„Wie," lachte Balliardi, „ein starker Mann, wenn Sie ein halbes Dutzend gezählt hätten, wollt' ich Nichts sagen. Aber ganz ein ähnlich Verhältniß findet auch mit dem deutschen Saufe statt. Ich habe in Wien einen pensionirten Husaren-Rittmeister gekannt, welcher täglich seine acht bis zehn Kannen starken Kornbranntwein vertragen konnte. Ein Seitenstück war ein bejahrter Landjunker aus dem Meißnischen, der sich alle Morgen achtzehn Flaschen Wein aus dem Keller holen ließ. Das war sein Deputat, ohne daß man ihm des Abends Etwas angemerkt hätte. War Besuch da, da änderte sich freilich die Sache. Da verlangte es die Artigkeit, daß der Wirth etwas beredt wurde. Um dieses Rednertalent aber hervorzulocken, bedurfte es der doppelten Ration, also über dreißig Bouteillen. Der Humor entwickelte sich erst mit der vierzigsten Flasche."

„Es muß aber doch ein bedeutender Unterschied zwischen einem deutschen Säufer und einem türkischen

Opiumesser stattfinden," meinte Erwin, „der Säufer hat den Genuß während er trinkt, der Opiumesser während er schläft."

„Allerdings, erwiederte der Doctor, „die Wirkungen äußern sich verschieden; die Hauptsache aber bleibt immer der Rausch; nur daß er sich bei dem Liebhaber spirituöser Getränke im Wachen, beim Opiumesser im Träumen einfindet. Die Träume des Opiumrausches sollen sehr reizend sein und die kühnsten Wünsche der Einbildungskraft verwirklichen. Nun wir werden ja hören, in welchem Himmel Mahomeds sich unser Baron herumgetrieben, im ersten oder siebenten."

„Wann wird denn Felseck wieder sprechbar sein?" frug Erwin.

„Es ist gut," meinte Balliardi, „wenn man einen abendländischen Theriakimann, so er zum Erstenmale gesündigt, zweimal vier und zwanzig Stunden in Ruhe läßt, damit er über seine Träume nachdenken kann. Sonst nichts Neues im Politischen?"

„Das möcht' ich Sie fragen," erwiederte Erwin; „wer die gesammte abendländische Diplomatie curirt, muß weit eher wissen, wie es am politischen Horizonte

ausschaut, als der armselige Attaché, in der Regel das fünfte Rad am Wagen der Gesandtschaft."

„Bei Chantilly's," meinte der Doctor nicht ohne gewisse Betonung, „soll's recht lustig hergehen. Frau Adele und Fräulein Olivia wollen wahrscheinlich den Beweis liefern, daß man sich auch amüsiren kann, wenn man in halber Ungnade lebt. Den Franzosen verläßt sein glückliches Naturell selbst unter den Türken nicht. Wenn Ihrem Herrn Pflegevater ein solches diplomatische Malheur widerfahren wäre, wie dem Chantilly, ich glaube der grübe sich selbst ein Grab und legte sich hinein; während der Chef der französischen Gesandtschaft im eigenen Hause im Lustspiel auftritt."

Der Alpensohn war viel zu vorsichtig, als daß er sich über das Verhalten des französischen Gesandtschaftspersonals hätte billigend oder mißbilligend aussprechen sollen. Wie sehr er den Doctor als Heilkünstler achtete, traute er doch seiner Discretion in politischen Dingen nicht vollkommen. Er brachte daher das Gespräch auf andere Gegenstände und stand eben im Begriff, sich von Balliardi zu verabschieden, als dieser ihn am Arm faßte.

„Noch eins," sprach der Doctor, „um den Katzenjammer des Opium möglichst schnell und auf dem naturgemäßesten Wege zu beseitigen, so suchen Sie ihn zu bewegen, ein einfach türkisches Bad zu nehmen. Es wird ihn zwar im Anfang etwas unangenehm berühren; aber die Folgen sind um so heilsamer."

Erwin dankte für den guten Rath und versprach, gleich übermorgen den Freund in die Gesandtschaftsbäder zu führen.

Während der Doctor seiner Praxis nacheilte, kehrte Erwin nach dem Gesandtenhotel zurück.

Zweites Kapitel.

Ein Abend bei Chantilly's.

Tiefe Nacht ruhte über Constantinopel. Das Lustspiel bei Chantilly's war vorüber. Nur Wenige der eingeladenen Gäste waren erschienen und hatten sich eben so geräuschlos, wie sie gekommen, wieder entfernt. Die schöne Olivia, welche als Schäferin aufgetreten war und ihre anwesenden Bewunderer in den dritten Himmel erhoben hatte, war eben beschäftigt, unterstützt von ihrer gesprächigen Zofe Ninon, das idyllische Schäfergewand mit einer geschmackvollen modernen Abendtoilette zu vertauschen, denn Einige der gebetenen Gäste waren zum Abendthee zurückgeblieben. Olivia hatte nämlich bei solchen Gelegenheiten das Amt der Hebe zu verwalten, und machte bei der vollende-

ten Anmuth und Grazie, mit der sie den goldduftenden Trank China's zu präsentiren verstand, ihrem olympischen Vorbilde fürwahr keine Schande.

„Ach Gott," seufzte Ninon, deren Zünglein selten eine Minute still zu stehen vermochte, indem sie das lange seidne Haar der Gebieterin erfinderisch in neue Formen zerlegte, „hat mir das heut wieder einen Stich in's Herz gegeben."

Olivia, die bereits mit ihrem eigenen Herzen vollauf zu thun hatte, war wenig aufgelegt, die Herzenstiche ihrer Zofe einer nähern Berücksichtigung zu unterwerfen. Sie fand sich daher nicht genöthigt weitere Nachforschungen anzustellen, von woher die Stiche auf das Herz Ninoal gekommen.

Die Haarflechterin ließ sich aber durch das Schweigen Oliviens keineswegs abschrecken, ihrer elegisch erotischen Stimmung Worte zu verleihen.

Nach einer Pause seufzte sie wieder: „welch ein Mann! So ungefähr stelle ich mir den schönen Kriegsgott Mars vor, nur sanfter ist er."

„Wer?" frug endlich Olivia, die, nachdem sich Ninon bis in die Mythologie verstieg, doch etwas neugierig wurde.

„Der himmlisch schöne Alpensohn," seufzte es zum drittenmal.

Jetzt war Olivia an der Reihe, einen Stich in's Herz zu bekommen. Es war ein Glück, daß die Zofe gerade mit einem kunstreichen Haargeflecht am Hinterkopfe ihrer Gebieterin beschäftigt war, sie würde gewahrt haben, wie bei dem Namen Alpensohn eine auffällige Röthe das reizende Antlitz Oliviens überzog.

Diesmal brauchte die seufzende Haarkünstlerin nicht lange auf weitere Nachfrage warten.

In möglichst gleichgültigem Tone frug Olivia: „Du sahst ihn?"

„Ach Gott, ja, ich war beim Specereihändler, da ritt er vorüber. Und wie wohl sieht er wieder aus. Wie herrlich saß er zu Pferde. Ach, wenn er doch wieder bei uns krank würde, daß wir ihn pflegen könnten. Er ist doch gar zu hübsch. Das müssen Sie doch auch finden, Fräulein?"

Obschon es Olivia zehnmal mehr fand, wie Ninon, war sie doch viel zu sehr in der diplomatischen Schule der Selbstbeherrschung und Verstellung bewandert, um auch die leiseste Sympathie für den Alpensohn durchschimmern zu lassen.

Und gleichwohl war Erwin wohl von keinem weiblichen Herzen in der ganzen türkischen Hauptstadt mehr angebetet, als von dem der jungen, reizenden Französin. Die Liebe hatte sich schwer an ihr gerächt. Olivia, die zeither mit der gewaltigsten der Leidenschaften, theils aus Eitelkeit, theils zu Gunsten einer intriguenvollen Politik ein frevelnd Spiel getrieben; die in Lachen ausgebrochen sein würde, wenn sich dieser oder jener ihrer Anbeter, dessen Herz sie durch süße Blicke erst in Flammen gesetzt, den Tod gegeben hätte — Olivia selbst war dieser Leidenschaft unterlegen und der Gegenstand ihrer Anbetung war der politische Feind ihres Hauses. Welch ein seltener Grad von Energie des Charakters aber in Olivien wohnte, ging daraus hervor, daß selbst ihre Freundin und Tante, die sonst so scharfsichtige Frau von Chantilly, keine Ahnung von der allgewaltigen Flamme hatte, die in dem Herzen ihrer Nichte glühte. Demnach sprach auch Olivia, als Ninons Seufzer ob des schönen Alpensohns laut wurden, so gleichgültig wie immer möglich: „ich begreife nicht, was die Welt an diesem jungen Deutschen findet."

„Was, das begreifen Sie nicht?" rief Ninon, das Haupt ihrer Gebieterin vor Erstaunen im Stiche las-

send und beide Hände zusammenschlagend. „Ich begreife nicht, wie nicht Alles, was Mädchen heißt, todtsterbens in den herrlichen Alpensohn verliebt ist. Wenn man da den eitlen Baron dagegen hält, welch ein Unterschied! Während dieser fortwährend sein Pferd maltraitirt, daß es Bockssprünge macht, um die Augen der Menge auf sich zu ziehen, reitet der Alpensohn ganz still dahin. Er ist so gesetzt, dies gefällt mir, und dabei so mild und freundlich. Wie dankte er gütig, als ich ihm heut Morgen vor der Thür des Specereiladens meinen ergebensten Knicks machte."

„Kannte er Dich denn?" frug Olivia.

„Das wollt' ich meinen," erwiederte Ninon, ich habe ihm ja oft genug Thee und Kaffee auf's Zimmer getragen, als er so schwer verwundet darnieder lag. Ich bin diesem langweiligen Trautmannsdorf ordentlich gram, daß er den Alpensohn so bald abholte. Es konnte sein Tod sein. Ein schöner Pflegvater!"

Während sich die gesprächige Zofe noch über die Rücksichtslosigkeit des österreichischen Gesandten ereiferte, der ihrer Meinung nach seinen Pflegesohn zu frühzeitig

abgeholt, knisterte eine Tapetenthür und Frau von Chantilly rauschte in vollem Glanze herein.

„Beeile Dich, Olivia," sprach sie, „die Gesellschaft ist bereits versammelt."

„Ich bin fertig, liebe Tante," erwiederte diese, indem sie noch einige Tropfen Rosenöl auf das mit Brüssler Spitzen besetzte Taschentuch träufelte, „und stehe zu Befehl."

Das reizende Schäfermädchen hatte sich in unglaublich kurzer Zeit in eine auf das geschmackvollste gekleidete Salondame umgewandelt. Frau von Chantilly musterte die Toilette ihrer Nichte nicht ohne Wohlgefallen.

„Du kannst Dich gleich in Kupfer stechen lassen," sprach sie; „aber folge mir jetzt."

Tante und Nichte verließen das Gemach; aber kaum waren sie einige Schritte den Hausgang entlang geschritten, als Frau von Chantilly in einen Seitengang einbog und Olivia in ein abgelegenes Gemach führte, wo sie wußte, daß sie von Lauschern unbeobachtet war. Kaum eingetreten verriegelte sie vorsichtig die Thür', ergriff die Hand ihrer Nichte

und sprach: „Olivia, Du wirst heut Abend einen jungen Muselmann in unserer Gesellschaft vorfinden. Sein Name ist Aladdin und ist dieser junge Mann von sichern Häusern so angelegentlich empfohlen, daß wir nicht umhin konnten, ihn selbst zu unserm Thee einzuladen. Gleichwohl ist die höchste Vorsicht nöthig. Mein Mann traut ihm nicht und hält ihn für einen Abgesandten des Großveziers. Es liegt uns Alles daran, hierüber in's Klare zu kommen. Der junge Maun ist von einflußreicher Familie und kann uns jedenfalls von Nutzen sein, sobald wir nur wissen, wie wir mit ihm daran sind. Ich verhoffe also, meine Olivia, von Deiner Liebenswürdigkeit, daß Du uns bald über die Tendenzen dieses jungen Mannes die gewünschten Aufschlüsse ertheilen wirst. Nimm Dich also seiner an. Um Dich aber in Deinem patriotischen Operationsplane zu unterstützen, habe ich in den Thee, welcher Aladdin bestimmt ist, ein paar Tropfen von jener probaten Mixtur gethan, die die Leute beredt macht und wären sie noch so wortkarg. Sieh Dich also ja vor, daß Du Aladdin auch die rechte Tasse präsentirst. Es ist die, welche in dreifacher Reihenfolge mit goldenen Lilien besäet ist. Doch

jetzt komm, meine Liebe, und vermehre Deine zahlreichen Triumphe um einen neuen."

Wie entsetzlich Olivien, seit in ihrem Herzen selbst die Liebe aufgegangen, dergleichen Aufträge erschien, wagte sie doch aus Furcht, Verdacht bei der schlauen Tante zu erregen, nicht den geringsten Einwand und folgte schweigend der strengen Gebieterin nach dem Gesellschaftssalon.

Nur wenige Gäste waren anwesend. Sie gehörten sämmtlich Familien an, die dem Hause Chantilly schon seit längerer Zeit befreundet, die es aber gleichwohl bei der dermaligen politischen Stellung des französischen Gesandten zur Pfortenregierung nicht räthlich erachteten, ihre Besuche bei hellem Tageslichte abzustatten. Der junge Aladdin zeigte zwar durch sein Benehmen, daß er den höhern Ständen der Gesellschaft angehöre, verrieth aber außerdem nichts Ausgezeichnetes.

Als Olivia die Gesellschaft begrüßte, vermißte sie nicht ohne Erstaunen den Herrn vom Hause, so wie auch den fast nie fehlenden Agenten des heiligen Vaters, den Ritter Pedrelli.

Dieser Pedrelli spielte, so lange er in der türki-

schen Hauptstadt sich aufhielt, die zweideutigste Rolle, die nur immer Jemand spielen kann. Anfänglich unterstützte er tief im Geheimen die Insurrection der griechischen Inseln und stand daher namentlich bei Omar Pascha, der, trotzdem, daß der Italiener seine Faden so fein wie möglich gesponnen, Verdacht witterte, schlecht angeschrieben. Nachdem die Griechen unterlegen und hier nichts mehr zu retten war, änderte er plötzlich seine Politik und näherte sich dem Interesse Frankreichs. Wahrscheinlich hoffte er mit der Intriguenvollen Politik Chantilly's mehr Seide zu spinnen, als mit der des ehrlichen Trautmannsdorf. Pedrelli hatte so schlau manövrirt, daß er die einzige diplomatische Person war, die in Folge des mißlungenen Aufruhrversuchs gegen den Großvezier sich nicht officiell compromittirt hatte, obschon er als Agent dabei einer der thätigsten Beförderer gewesen.

Dieser gefährliche Mensch hielt, während sich die Theegäste im Salon versammelt hatten, noch eine geheime Unterredung mit Herrn von Chantilly.

Wenn man von dem Salon durch eine Reihe aneinanderstoßender Zimmer ging, gelangte man endlich in ein nicht zu großes Gemach, das mit möglichstem

Comfort ausgestattet war, aber nur einen Eingang hatte. Hierher zog sich der französische Gesandte in der Regel zurück, wenn er geheime Audienzen ertheilte oder sonst geheime Berathung mit vertrauten Personen pflog.

Hier saßen, während die Gäste im Salon den eingetretenen Damen ihre Huldigungen darbrachten, drei Männer in ernstem, geheimnißvollem Gespräch. Es waren Herr von Chantilly, der Italiener Pedrelli und ein italienischer Flüchtling, Namens Antonio. Letzterer hatte geraume Zeit in Rom an der Spitze einer angesehenen Bravobande gestanden, einer Bande, die es in der Kunst des Gurgelabschneidens bereits dahin gebracht hatte, daß sie ihr Messer nie mit dem Blute eines Bürgers oder gar Plebejers befleckte und daher ihre Hülfeleistung nie unter dem Honorare von dreißig Ducaten verrichtete. Dafür konnte aber auch Jedermann, der sich an die Freunde Antonio's wandte, versichert sein, auf das Prompteste bedient zu werden. Ihre Dolchstöße waren berechnet und sicher, verursachten dem Opfer keinen langen Todeskampf und sicherten den Anstifter vor jeder Entdeckung. Die Gesetze der Freunde des An-

tonio waren streng und eisern. Der leiseste Verrath ward mit dem Tode bestraft. Sie waren daher lange Zeit der Schrecken Roms. Der heilige Vater drückte ein Auge zu, bis Antonio die Unvorsichtigkeit beging einen fetten Nepoten des Papstes, der einem dürren Nepoten zu lange lebte, in die andere Welt zu spediren. Da für die fromme Clerisei von der Erbschaft nichts abfiel, so zeterte man alle Blitze des Himmels auf die Bande des Antonio herab, daß er die Vermessenheit gehabt, das Blut der geheiligten Kirche nicht zu schonen. Der Bandit hielt es daher für gerathen, eine Zeitlang auf Reisen zu gehen, bis sich der fromme Zorn der römischen Patres etwas gelegt haben würde. Er wandte sich nach Istambul und ward von seinem aus früherer Zeit her bekannten Freunde Pedrelli auf das Beste empfangen. Pedrelli zögerte nicht, seinen für gewisse Eventualitäten so äußerst nützlichen Freund mit Herrn von Chantilly bekannt zu machen. Da der französische Gesandte in dem italienischen Ankömmling auch bald einen Mann kennen lernte, bei welchem Schlauheit, Thatkraft und Entschlossenheit Hand in Hand gingen, so machte er ihm das Anerbieten, in die geheimen Dienste der französischen Ge-

sandtschaft zu treten und da gerade kein passender Posten erledigt war, so wurde Antonio unter dem Charakter eines italienischen Sprachlehrers in die Familie des Herrn von Chantilly eingeführt. Bald war der verschmitzte Italiener in die meisten diplomatischen Intriguen und hauptsächlich in die Machinationen gegen den deutschen Einfluß des Herrn von Trautmannsdorf eingeweiht.

Pedrelli war so eben von einer zweiten Pilgerfahrt zum Pascha von Morea zurückgekehrt. Er überbrachte die befriedigendsten Nachrichten. Omar Pascha, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß er vom Großvezier gleichsam als Gefangener gehalten werde und diesen Gedanken nimmer zu ertragen vermochte, hatte den unwiderruflichen Entschluß gefaßt, sich an die Spitze der Empörung zu stellen, sobald der Greis Othmann, der Oberst der Ortubitz, für dieselbe vollkommen gewonnen. Bereits hatte Omar Pascha, wie Pedrelli ausführlich berichtete, trotz der polizeilichen Aufsicht, unter die er von Seite des Pascha der Provinz gestellt war, die umfassendsten Vorkehrungen zu seinem Plane getroffen.

Man sprach noch Dies und Jenes über weitere Or-

ganisation der Verschwörung, als Antonio, der lang ausgesponnene Pläne nicht absonderlich liebte, sondern lieber den gewaltthätigen kürzern Weg einschlug und in welchem die Lust zum alten Handwerke erwachte, das Wort ergriff.

„Da der Entzweck des Unternehmens," sprach er, „der Krieg mit Deutschland ist, wäre dieser Zweck nicht auf weit einfacherm Wege dadurch zu erreichen, daß wir den deutschen allhier diplomatisirenden Michel durch die hohe Pforte selbst ermorden ließen? Wenn Trautmannsdorf zum Beispiel innerhalb der Mauern des Serails niedergestreckt würde, dann bliebe der Mord auf der jetzigen Regierung sitzen, sie möchte sich vertheidigen, wie sie wollte. Oesterreich wäre alsdann gezwungen, den Krieg zu erklären."

Herr von Chantilly schüttelte mit dem Kopfe.

„Es wäre ein kühner Streich," meinte er, „und unter andern Verhältnissen würde er vielleicht das gewünschte Ziel erreichen; aber es ist wohl zu bedenken, Oesterreich kann jetzt keinen Krieg mit den Türken anfangen und wenn seine gesammten Diplomaten in Constantinopel todtgeschlagen würden; aber eben

weil Oesterreich keinen Krieg anfangen kann — muß es von den Türken angegriffen werden."

Nach einer Pause fuhr er fort: „auch befürchte ich, daß wenn unser Feind selbst im Saale des Divan niedergestreckt würde, wir gleichwohl die Schuldigen sein müßten."

„Dies wäre meine Sorge," meinte trocken Antonio.

„Die Ultima Ratio meines Freundes," meinte Pedrelli, „dürfte zu berücksichtigen sein, falls unser Verschwörungsplan mißlänge. Apropos, Ew. Excellenz," fügte er hinzu, „wie stehts mit dem Kanzleiboten Silbermann? Ist der Mann zu gebrauchen?"

„Schön zu gebrauchen," erwiederte Chantilly und der Aerger sprach aus jedem seiner Worte. „Ein deutscher Tölpel ist's, nichts weiter. Erst läßt sich der Einfaltspinsel die Papiere rauben und alsdann entsetzlich durchprügeln. Wenn ich ihm nicht auf der Spur war, hätten ihn die Hunde zerrissen. Schade wäre es nicht gewesen. Seit jener Zeit aber liegt der Kerl mir auf dem Halse. Ich muß ihn verstecken, füttern, pflegen. Dabei wird der Mensch täglich unverschämter. Ich gäbe Viel darum, wenn ich ihn auf eine passende Art los werden könnte."

Antonio, welcher in diesen Worten des Gesandten

eine indirecte Aufforderung zu erkennen glaubte, gab keine Antwort, da er es unter seiner Würde hielt, sein Messer mit einem ärmlichen Kanzleiboten zu verunreinigen.

Pedrelli wußte bald Rath.

„Unbesorgt," sprach er, „sobald der Kerl einigermaßen auf den Beinen ist, nehme ich ihn mit zu dem Elias. Der hat für den Pascha von Acre eine Anzahl Gartenarbeiter zu besorgen, namentlich Europäer. Dreihundert Piaster wird der Federfuchser schon werth sein, daß sich der Gang der Mühe verlohnt."

Bei dem Namen von Elias verfinsterte sich das Gesicht des Herrn von Chantilly abermals.

„Sprecht mir von diesem Spitzbuben nicht," rief der Gesandte, „er und kein Anderer hat dem Dummkopfe die Papiere wieder abgenommen. Wahrscheinlich hat der durchtriebene Jude den Betrug mit den falschen Wechseln durchschaut. Er war auch handgreiflich genug. Er ist nachgeeilt, hat den Betrüger zu Boden geschlagen und sich wieder in den Besitz der Papiere gesetzt."

Pedrelli schüttelte ungläubig mit dem Kopfe.

„Wenn hier nicht Trautmannsdorf dahinter steckt," gab er zu bedenken.

„Possen," lachte Chantilly, „woher sollte der wissen, daß das Portefeuille in den Händen des Juden?"

„Ja," fuhr der Gesandte nach einer Pause fort, „wenn wir dieses verdammte Portefeuille nebst Inhalt in die Hände bekommen könnten, da wäre unsere Sache so gut wie gewonnen. Wäre es denn keine Möglichkeit, sich in den Besitz desselben zu setzen?"

Pedrelli sah hier den Antonio fragend an, dieser aber blieb ganz ruhig und erwiederte: „Ein ächter römischer Bravo vermengt sich nicht mit Ketzern und Judengesindel."

„Mit Abkauf ist jetzt nichts mehr zu machen," meinte Pedrelli, „durch die Silbermann'sche Betrügerei ist der Jude kopfscheu geworden. Wie wär' es denn, wenn wir irgend eine List anwendeten?"

„Eher den Teufel überlisten als den Elias," sprach Chantilly.

„Mit Gewalt ist aber gar nichts auszurichten. Zudem soll der Jude sich der besondern Protection Abdullahs erfreuen."

„Wohlan," versetzte Pedrelli, „so will ich's nochmals auf geradem Wege versuchen. Ich biete die Summe, die ich wirklich geben wollte, und gebe den Kanzleiboten zu. Dies ist profit tout clair. Was kann der Jude mehr verlangen? Trautmannsdorf selbst, wenn er um den Handel wüßte, würde nicht viel mehr bieten. Und was nützen am Ende dem Elias diese Papiere? Sobald Trautmannsdorf gestürzt, haben sie allen Werth verloren."

Die drei Männer verhandelten noch eine geraume Zeit diesen Gegenstand und besprachen noch manchen ihr Interesse berührenden Punkt, bevor sie nach dem Salon zurückkehrten, wo die Theegesellschaft versammelt war.

Drittes Kapitel.

Opiumrausch.

Als Erwin zur bestimmten Zeit seinen Besuch bei dem Baron machte, ruhte dieser mit noch sehr bleichem Antlitz und tief liegenden erloschenen Augen im Sopha. Er reichte dem Eingetretenen matt die Hand.

„Ach," seufzte er, „wär' ich doch Deinem Rathe gefolgt und nicht meiner verdammten Neugier — aber, Erwin, bei alledem, trotz des fürchterlichsten Katzenjammers, der je einen Staubgeborenen überkommen kann, herrlich, himmlisch war's, der Traum nämlich."

„Du hieltest Dich wohl in der Theriakibude für

einen Pascha von drei Roßschweifen?" frug Erwin lachend.

„Höher, mein guter Erwin, höher, ich weiß nicht, wie sich die Sache gemacht hatte, kurz, ich war Sultan."

„Das lass' ich mir gefallen," sprach der Alpensohn.

„Du hast keine Idee," fuhr Felseck in seiner Beschreibung fort, „wie deutlich man träumt. Ja, denke Dir, Mustapha wurde gestürzt, aber ich weiß nicht woran es lag, kurz der junge Achmet kam nicht an die Regierung, sondern ich. Ich erbte mit Einemmale Thron und Reich, sämmtliche Kadinen und Odalisken, Perlen, Diamanten, goldne Paläste, was weiß ich."

„Reicher Mann, Du," sprach Erwin.

„Spotte nur," fuhr der Baron fort, „aber 's war großartig, erhaben."

„Glaub's," meinte Erwin; „wie lange dauerte denn Deine Regierung?"

„Lange genug, um meinen Namen für Ewigkeit unsterblich zu machen."

„Welchen Namen führtest Du denn als Kaiser?"

„Als man mich mit dem Säbel des Propheten

umgürtete, erhielt ich den Namen: Soliman der Zweite, der Sohn Amuraths und der goldenen Taube."

„So heraldisch ging der Traumgott zu Werke?"

„Und nun vernimm meine Kriegsthaten —"

„Du warst wohl ein zweiter Alexander?"

„Was da, Alexander, der kam blos bis an den Indus — ich besiegte China, stieß den damaligen Kaiser Tin-tin-toring vom Throne und ward in Peking als Imperator des himmlischen Reichs mit einer Pracht gekrönt, wie sie in der Wirklichkeit gar noch nicht dagewesen."

„Gedachtest Du denn als Kaiser von Asien gar nicht des deutschen Vaterlandes?"

„Und ob! Ich schloß unmittelbar nach meiner Thronbesteigung ein Off- und Defensivbündniß mit dem deutschen Kaiser, besiegte Frankreich und stellte das Reich Karls des Großen wieder her. Den deutschen Kaiser ließ ich sowohl in Paris, Aachen und Mailand als Kaiser von Deutschland, Frankreich und Italien krönen."

„Das machte sich Alles so schnell?"

„Ja, das war eben das Schöne, daß ich nicht zu

diplomatisiren brauchte. Ein Federstrich und die Sache war abgemacht."

„Hattest Du denn gleich Feder und Tintenfaß bei der Hand?"

„Das war Alles da. Ich brauchte nur den leisesten Wunsch zu äußern, war er auch erfüllt. Eine reizende, in leichten Flor gekleidete Odaliske hielt zwischen den goldenen Fingern das Tintenfaß, eine zweite als Rosenfee die Feder, und eine dritte hielt das Seidenpapier."

„Das ist allerdings ebenso bequem wie angenehm."

„Es war eine Wonne und Seligkeit."

„Unternahmst Du nicht auch eine Excursion in die unterschiedlichen Himmel Mahomeds?"

„Das versteht sich, und ich muß gestehen, der Mann hat sich scharmant eingerichtet. Er lebt wirklich wie im Paradiese. Ich bin, glaub' ich, blos in den dritten Himmel gekommen; da glänzte aber bereits Alles dermaßen von Rubinen und Smaragden, da leuchteten die Houris, in Lauben von himmlischem Jasmin ruhend, bereits in so bezaubernder Schöne, daß ich nach den höhern Himmelsräumen gar kein Verlangen trug, wahrscheinlich, weil meine deutsche

hausbackene Phantasie sich nicht zu dem siebenten Himmel Mahomeds emporzuschwingen vermochte."

„Hast Du denn aber meiner gar nicht gedacht, als Du Deine glänzende Carriere machtest?"

„Wie Du fragen magst," entgegnete der Baron. „Dich ernannt' ich, wegen Deiner stillen und sanften Gemüthsart gleich im Anfang zum Kaiser von Vorder- und Hinterindien, wo die sanften Hindu wohnen und die heiligen Lotosblumen blühen."

„Mich Schönstens zu bedanken," lachte Erwin; „aber erzähle, wie ward es mit dem Erwachen? Mit Einemmale aus dem dritten Himmel Mahomeds in's irdische Jammerthal herabzufallen und vom Beherrscher Asiens zum deutschen Baron degradirt zu werden, ist keine Kleinigkeit. Wo befandest Du Dich denn unmittelbar vor dem Erwachen?"

„Das ging nicht gleich mit Einemmale so," erzählte Felseck; „ich stand eben im Begriff, mit einer der holdseligsten Houris, ich dächte, ihr Name hätte nach der Uebersetzung Fräulein Liliendust geheißen, in nähere Conversation zu treten —"

„Verstandest Du denn die Sprache des dritten Himmels?" frug Erwin.

„Ich sprach alle Sprachen, und hatte ein Mundwerk wie Demosthenes. Also ich wollte eben mein Glück bei der himmlischen Dame versuchen, als eine bedeutende Müdigkeit sich meines ganzen Körpers bemächtigte. Fräulein Lilienduft schien dieß zu bemerken und reichte mir ihre Rosenfingrige Hand, um mich sanft nach dem liebenswürdigsten Schlafcloset zu geleiten, wie solches nnr im dritten Himmel Mahomeds anzutreffen ist. Es bestand aus einem Bette von Veilchen, worüber eine Decke von morgenrothen Centifolien gebreitet war. Dabei war es schattig, dunkle Palmenblätter überbauten es still und kühl. Ich schwankte an der Hand der liebenswürdigen Hurri, immer matter werdend, dem erquickenden Lager zu, sank todtmüde hin auf die Veilchen und Rosen; ob meine himmlische Begleiterin bei mir blieb, oder sich aus Anstandsgefühl zurückzog, weiß ich weiter nicht, denn ich fiel sofort in einem wahrhaft pommerschen Schlaf, aus welchem ich erst auf diesem Sopha hier erwacht bin. Wie lange ich überhaupt in der verdammten Theriakibude gelegen habe, kann ich so eigentlich nicht sagen. Nikodemus behauptet, ganze vierundzwanzig Stunden; aber der Mensch weiß nicht was er spricht."

„Nach meiner Berechnung wird nicht viel daran fehlen," sprach Erwin.

„Daß ich länger als die türkischen Opiumfreunde geschlafen habe, glaube ich fast selbst, denn sonst würden mich die Wirthsleute nicht schlafend nach meiner Wohnung geschafft haben. So viel ist gewiß, daß ich fast zwei mal vierundzwanzig Stunden in völlig bewußtlosem Zustande zugebracht habe. Ich werde den Opiumwirth verklagen. Wie kann mir der Mensch eine Portion verabreichen, so stark, daß eine minder kräftigere Natur wie die meinige gar nicht wieder zur Besinnung gekommen sein würde."

„Aber Freund," fuhr Felseck nach einer Pause fort, „der Zustand unmittelbar nach dem Erwachen. So muß es einem Verdammten zu Muthe sein, der hier als Bösewicht begraben wird und in der Hölle ebenfalls erst wieder zur Besinnung kommt. Glaubst Du mir daß ich ein Glied zu rühren im Stande gewesen? Und dieses niederträchtige Jucken und Zucken am ganzen Körper, als wenn ein halb Dutzend Electrisirmaschinen an mir herumarbeiteten. Ich sage Dir, ein scheußlicher Zustand. Noch gestern, als ich dem Nikodemus klingeln wollte, bin ich auf allen Vieren, ein

Quadrupes zur Stubenthür gekrochen. Heute gehts, dem Himmel sei Dank, etwas besser, ich kann wenigstens auf meinen eigenen Beinen stehen und nöthigenfalls durch's Zimmer schwanken."

„Ja," schloß Felseck die Erzählung von seinem Opiumabenteuer, „und wenn mir Mahomed verspricht, selbst seinen Himmel Nummer Sieben aufzuschließen, ich danke für diese halsbrecherische Art von Himmelfahrt."

„Um Dich vollkommen wieder herzustellen," gab jetzt Erwin den guten Rath, „soll ein Bad das Beste sein."

„Balliardi hat mir auch dazu gerathen."

„Ich bin eben gekommen, Dich nach dem Bade zu begleiten," sprach Erwin.

„Du bist sehr freundlich," erwiederte der Baron, „aber ich bin wirklich noch zu matt."

„Nimm Dich zusammen," munterte der Alpensohn auf, „es wird schon gehen. Der Doctor sagte: sobald er wieder ein Glied rühren kann, soll er in's Bad."

„Warst Du denn schon einmal in einem türkischen Bade?" erkundigte sich Felseck.

„Noch nicht," erwiederte Erwin, „aber es soll auch dem Abendländer recht wohl bekommen."

„Wer weiß jedoch," gab der Opiumreconvaleszent zu bemerken, „was diese Türkenhunde für Prozeduren mit einen Christenmenschen vornehmen. Man ist diesen Ungläubigen völlig wehrlos in die Hände gegeben. Ich habe so was munkeln hören."

„Ich habe noch nie gehört," meinte Erwin, „daß einem Christen in einem türkischen Bade irgend ein Unbill widerfahren. Zudem gehören wir zur Gesandtschaft."

„Auf meine gesandtschaftliche Stellung," sprach der Baron, „gebe ich keine hohle Haselnuß; ich dächte wir hätten die Erfahrung gemacht, wie viel der türkische Pöbel auf die diplomatische Carriere giebt. Wir konnten Beide in die Ewigkeit diplomatisirt werden, kein Hahn krähte darum."

„Nur angekleidet," drängte der Alpensohn, „die Gefahr übernehm' ich."

„Darum würde ich auch dießmal bitten müssen," seufzte Felseck; „denn ich komme mir vor, als wär' ich so eben vom Kreuze genommen worden. Also meinetwegen, auf Deine Verantwortung."

„Wenn Du jedoch glaubst," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er an das eine Fenster gehinkt war, „daß ich mit meiner Toilette so schnell zu Stande komme, wie in gesunden Tagen, so irrst Du. Wo steckt denn wieder der Nikodemus, der Schlingel, allemal wenn er gebraucht wird, ist er nicht da. Klingle doch bester Eschen."

Erwin zog den Glockenring, Nikodemus trat in's Zimmer.

„Da fällt mir ein neuer Uebelstand ein," meinte der Baron, „wie soll ich hinkommen zu der heilbringende Quelle? Gehen kann ich nicht, reiten noch weit weniger."

„Ich besorge eine Sänfte," sprach dienstfertig Nikodemus.

„Das wäre allerdings ein Vorschlag zur Güte. Wenn der Esel von Opiumwirth denselben geistreichen Einfall gehabt und mich in einer Sänfte anstatt auf einer Todtenbahre hierher transportirt hätte, würde ich nicht der Gegenstand der Neugierde und des Spottes der gesammten Europäischen Diplomatie geworden sein. Es war mein Glück, daß Chantilly's auf ihrer Gartenvilla wohnen. Mein origineller Transport aus

der Opiumbude nach dem Hotel der österreichischen Gesandtschaft, wäre für die Spottsucht dieser Leute unbezahlbar gewesen. Wahrscheinlich bringen sie mich auf's Theater. Sie sollen jetzt viel Theater spielen."

Da sich Erwin ebenfalls für die Sänften entschied, so ward der Diener abgeschickt, solche herbeizuschaffen und bald sah man, wie die beiden Freunde, von Nikodemus gefolgt, nach der nächstgelegenen Badeanstalt getragen wurden.

Viertes Kapitel.

Ein türkisches Bad.

Als Erwin und Alexander in der Badeanstalt zum „goldnen Phönix" wohlbehalten angelangt waren, wurde ein Jeder, als den vornehmern Ständen angehörend, in eine besondere Badezelle geführt, eine Absonderung, die besonders dem Baron höchst ungelegen war. Vergeblich suchte er dem Badepersonale, indem er seine ganze Zeichensprache zu Hilfe nahm, begreiflich zu machen, ob es nicht anginge, daß sie beide Fremde beisammen bleiben und gemeinschaftlich baden könnten; aber die Badewärter, meist aus Pechschwarzen Mohren bestehend, grinzten ihn mit thierischer Freundlichkeit an und nahmen nicht die geringste Notiz von seinen äußerst lebhaften Gestikulationen.

„Dieses Volk ist doch so dumm, daß es einen dauert,“ seufzte der Baron, als er sah, daß seine Bemühungen vergeblich waren, „da hat ein Wiener Pudel mehr Verstand. Komm' mir ja gleich zu Hilfe, wenn ich rufe, hörst Du, guter Erwin; mir wird schon ganz unheimlich unter diesen schwarzen Larven; das sind ja gräßliche Physiognomien.“

Erwin tröstete und ward von zwei Badedienern nach einer Nebenhalle abgeführt. Mit dem Baron geschah dasselbe. Die Reise ging erst einen ziemlich langen Gang dahin, worauf man in ein geräumiges Gemach trat, dessen einziges Meublement in einem Fuß hohen, längst den Wänden dahin laufenden Divan bestand. Sorgfältig ward die Thüre hinter den Eingetretenen geschlossen.

„Hier kann ich freilich schreien,“ sprach der Baron für sich, „daß mir die Lungenflügel bersten und Erwin hört nichts. Wer weiß, wo sie den hingeschleppt haben. Halb Constantinopel liegt zwischen uns.“

Es war das Aus- und Ankleidezimmer, in welchem sich Felseck befand. Während einer der Mohren ihn den Rock auszuziehen begann, griff ein zweiter, noch ein Neuling im Dienste, ziemlich plump und unge-

schickt nach der Kehle des Barons, in der wohlgemeinten Absicht, den Knoten des Halstuchs zu lösen. Aber völlig unbekannt mit dem kunstreichen Geflechte, zog er den Knoten nur immer fester zusammen, so daß Felseck verzweifelt mit beiden Händen nach seinem Halse fuhr, um nicht erdrosselt zu werden. Trotz seiner Schwäche rang er wie ein olympischer Wettkämpfer mit dem schwarzen Ungethüm, das eine ordentliche Wuth auf das widerspenstige Halstuch hatte. Endlich riß zum Glück das seidene Zeug und der halb erdrosselte Baron bekam Luft.

„Herr des Himmels," rief er, sich den Angstschweiß von der Stirne trocknend, „einen solchen Kammerdiener zu haben, das muß eine Lust sein."

Die Stiefeln, welche der Baron trug, waren der Abyssinischen Badegesellschaft wieder ein neuer völlig unbekannter Gegenstand. Felseck gab wiederholt zu verstehen, daß er dieses Bekleidestück selbst entfernen wollte; aber die Mohren verstanden das wieder nicht. Ihr Instinkt sagte ihnen sehr richtig, daß diese schwarzledernen Handschuhe nicht zum Körper gehörten. Sie gaben sich daher Pflichtgemäß die außerordentlichste Mühe, die Stiefeln von den Füßen zu bringen.

Der Baron strampelte wie ein Gehängter und theilte so kräftige Fußtritte aus, die man seiner Opium geschwächten Natur gar nicht zugetraut hätte. Es war ihm auch gelungen, die Mohren zurückzuschlagen und war eben im Begriff, die Stiefeln nach Europäischer Art zu entfernen, als die Afrikaner, von der Tarantel der Dienstbeflissenheit gestochen, einen neuen Angriff auf die ledernen Beinhäute machten. Sie unterliefen geschickt den wohlgezielten Stößen, jeder ergriff in ein und demselben Augenblicke ein Bein. Man zog den Baron vom Divan und fuhr ihn einigemal im Zimmer umher.

„Das ist ja, um wahnsinnig zu werden," schrie entsetzt der gequälte Baron, der auf seinem eigenen Gesäß sitzend, den Mohren nachfuhr. Nachdem die schwarze Gesellschaft mit ihrem verzweifelnden Gaste unterschiedliche Male auf- und abgallopirt, ohne daß sie die Stiefeln von den Füßen zu entfernen vermocht hätte, ließ sie von dem Baron los und trat zu einer Conferenz zusammen, um über das seltene Fußbekleidungsstück, und wie es möglich, dasselbe abzustreifen, Betrachtungen anzustellen. Felseck benutzte diesen wissenschaftlichen Congreß, und die Muße, die ihm

war, sich seiner Stiefeln zu entledigen, eine Prozedur, die bei derschwarzen Societät die ungetheilteste Bewunderung hervorrief.

Der Baron war aber durch die Stiefelfrage, die jetzt glücklicherweise ihre Erledigung gefunden hatte, dermaßen erschöpft, daß er sich nach dem Divan schleppte und durch Zeichen zu verstehen gab, daß er auszuruhen wünsche. War nun dieses Ausruhen vor dem Bade in der Badeordnung begründet, oder verstanden dießmal die Mohren wirklich das Begehren des Badegastes; sie hatten durchaus nichts einzuwenden, sondern kauerten selber zu den Füßen Felsecks nieder

„Wär' ich doch sonst wohin gegangen, als in ein türkisches Bad," philosophirte Alexander, lang ausgestreckt auf den weichen Kissen liegend; ,da will ich mich doch lieber in eine Thierbude einsperren lassen, als zu diesen schwarzen Scheusalen. Ich möchte wissen, ob es Eschen ebenso miserabel ergangen. Er trägt auch Stiefeln und auch ein Halstuch. Wahrscheinlich sind seine Badewärter in der Cultur weiter vorgerückt. Auch ist sein Halstuch nicht so künstlich geschlungen. Mein Gott, das heißen nun auch Menschen. Das wollen auch Ebenbilder Gottes sein."

Der Baron philosophirte noch eine geraume Zeit über die unästhetische Gesichtsbildung der äthiopischen Race und seine Kräfte nahmen sichtbar zu, als mit Einemmale alle drei Schwarze, so viel waren es, in einem Tempo, wie von einem electrischen Strahle getroffen, aufsprangen. Zwei derselben faßten den Baron, der sich diese plötzliche Wendung der Dinge gar nicht zu erklären vermochte und gern noch ein Viertelstündchen in angenehmem dolce far niente philosophirt hätte, unter die Arme und zogen ihn vom Divan empor. Der dritte Schwarze ging voran und that einen Vorhang auseinander, welcher an der einen Seite des Gemachs herabhing. Felseck entdeckte jetzt ein zweites Gemach, in welches er auch sofort von seinen beiden Begleitern, die ihn an den Armen gefaßt hielten, geführt wurde. Entkleidet war er bis auf's Hemde.

In diesem zweiten Zimmer war es bereits bedeutend wärmer, als in dem Auskleidegemach. Auch hier war von Meubles nichts zu bemerken, als der nie fehlende Divan.

Der Baron schaute sich nach allen Seiten ver-

wundert um. „Ich bin doch begierig," sprach er für sich, „wenn endlich das Wasser kommen wird, so viel ich mich erinnere, gehört zu einem Bade vor allen Dingen Wasser."

Der dritte Schwarze hatte jetzt auf einem kleinen Dreifuße Sandelholz und andere wohlriechende Hölzer und Kräuter angezündet, die alsbald im ganzen Gemache einen recht angenehmen Geruch verbreiteten.

„Das riecht wirklich nicht übel," meinte Felseck, „wahrscheinlich vor der Hand ein Nasenbad, ehe der übrige Corporempumpus dran kommt." Während der Badegast noch über diese orientalische Räucherungsmethode Betrachtungen anstellte, zog ihn urplötzlich der eine der schwarzen Begleiter die Füße weg, so daß er im Nu auf den Divan zu sitzen kam.

„Was soll denn das wieder bedeuten?" frug der durch das urplötzliche Niedersetzen völlig Ueberraschte.

Die Mohren kauerten, wie sie bereits im ersten Zimmer gethan, zu Felsecks Füßen nieder.

„Das muß ich gestehen," brummte Felseck, „sonderbare Gebräuche gibt's hier. Jemandem, der noch dazu sein gutes Geld bezahlt, mir nichts dir nichts, die Beine weg zu ziehen, mag wohl in dem Lande

Sitte sein, wo diese schwarzen Ungeheuer her sind; ich finde sie keineswegs empfehlend. Indeß, wenn sie weiter keine Angriffe auf meine Person unternehmen, mag's gehen. Es sitzt sich hier passabel, das angebrannte Zeug duftet angenehm. Es scheint mir ordentlich stärkend. Wenn ich nur erst den Ort ausfindig machen könnte, wo das Baden selbst, was doch die Hauptsache, vorgenommen werden soll."

„Was ich zeither," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „von den türkischen Badeanstalten gehört und gelesen, habe ich stets für ein Märchen gehalten, wie in Rede und Ausdruck in diesem Lande Alles übertrieben wird. Jetzt sehe ich mit Verwunderung, daß jene Fabeln doch nicht so ohne allen Grund sind. Ich wünschte nur, Erwin wäre mit hier. Unangenehmes wie Angenehmes trägt sich in Gesellschaft weit leichter. Erwin sagte mir, daß er durch Nikodemus ein sogenanntes Luxusbad bestellt habe, wo dem Badenden Gelegenheit geboten werde, sich über alle Eigenthümlichkeiten eines türkischen Bades zu unterrichten. Wenn aber diese schwarze Gesellschaft den Luxusbadenden halb erwürgt und die Beine unter dem Leibe wegzieht, so möchte ich wissen, wie man

in einem gewöhnlichen Bade mit der Menschheit umspringt.“

Kaum war in dem Baron diese Frage aufgestiegen, als die drei Mohren wieder wie die Zitteraale aufsprangen und zwei davon, ganz wie das erste Mal, den Badegast unter die Arme faßten und emporhoben. Der dritte Mohr ging wieder voraus und rückte zwei herabhängende grüne Vorhänge auseinander, welche über dem Eingange zum dritten Badezimmer herabhingen. Dasselbe einfache Meublement; aber der Wärmegrad war bei weitem stärker als im zweiten Zimmer.

„Alle Hagel,“ sprach Felseck, als er, geführt von seinen unzertrennlichen Begleitern, eingetreten war, „hier wird's warm.“ Aber kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er auch wieder durch unvermuthete Hinwegziehung der Beine auf dem Divan saß.

„Nichtswürdige Methode,“ zankte er, „Jemanden zum Sitzen zu bringen.“

Die Räucherungen begannen von Neuem.

„Bin ich denn das goldene Kalb oder ein egyptischer Götze, daß man mich so anräuchert?“ frug der Baron. „Ich komme mir ordentlich vor, als wenn ich geopfert werden sollte. Und noch immer kein

Wasser. Um ein bloßes Luft- und Dampfbad bin ich doch nicht hierher gekommen."

Der Aufenthalt in dem dritten Badezimmer war bei weitem nicht von so langer Dauer, als der in den zwei ersten. Er währte nur eine kurze Zeit und die Reise ging auf die oben beschriebene Weise wieder weiter.

„Ich glaube," sprach Felseck, dem wieder ziemlich humoristisch zu Muthe geworden, da er sah, daß die Mohren ihm nichts zu Leide thaten, „ich glaube, die schwarzen Kerle führen mich durch ganz Constantinopel."

Man erreichte das vierte Badezimmer.

„Donnerwetter," rief der Baron, „das ist eine verflucht heiße Atmosphäre. Hier kann's der Mensch nicht lange aushalten."

Soviel er durch die Dämpfe, die aus unsichtbaren Wässern aufstiegen, wahrnehmen konnte, gab es in diesem Badezimmer keinen Divan, aber der Fußboden war mit sehr dichten, wollenen Decken belegt.

Während Felseck bemüht war, in dem unbekannten Raume einigermaßen sich zu orientiren, sprang ihm mit Einemmale der Kleinere der Schwarzen auf die

Schultern, während ein Zweiter auf die gewohnte Art die Füße wegzog, so daß der Baron so lang er war auf weichem Fußboden ausgestreckt lag. Zu gleicher Zeit bemächtigte sich der kleine Mohr der Arme und der Zweite der Füße, welche Gliedmaßen sie zu kneten, zu pochen, zu kneipen und zu frottiren begannen; während der dritte Afrikaner mit einem Gefäß räuchernd auf und abging.

„So behandelt man ja kein Vieh,“ schrie der Baron, der sich nicht rühren konnte und sich vorkam, als solle er dem Vitzliputzli geschlachtet werden.

Sobald die Schwarzen mit Armen und Beinen fertig, theilten sie sich in den Leib; der Eine behandelte auf die beschriebene Art den obern, der Andere den untern Theil. In der Gegend des Nabels traf man auf einander. Die Schwarzen arbeiteten mit Lust und Liebe wie in einem Poch- oder Amalgamirwerke. Der Baron selber war mehr todt wie lebendig und schrie nur von Zeit zu Zeit vor Schmerz auf, wenn Gelenke und Knochen nach türkischer Badeweise geknickt wurden.

„Ich halt's nicht aus, ihr macht mich todt,“ tönte es wiederholt aus des Barons Munde. Aber

die Schwarzen, welche diese Ausrufungen unfehlbar für Lobsprüche ihrer Geschicklichkeit hielten, wurden nur begeisterter und verdoppelten ihre Anstrengungen. Sobald man mit der vordern Seite von des Barons Leichnam fertig war, ward er wie ein Cotelette umgedreht und es ging über die entgegengesetzten Partieen her. Hier machte man sich's bequem. Der Eine setzte sich gerade auf den einen Theil von des Barons Körper und pochte und stieß und klopfte und knetete, daß der arme Felseck aller Augenblicke vermeinte, den Geist aufgeben zu müssen.

So wie man mit dem Rücken und Gesäßpartieen fertig, ward der Baron abermals umgewandt und das Kneten ging hier von Neuem los. So wechselte das unterschiedliche Male.

Nach der qualvollsten halben Stunde seines Lebens, ward Felseck in wollene Decken gehüllt und jetzt endlich in die eigentliche Badestube, die unmittelbar an das vierte Badezimmer grenzte, getragen, und in ein lauwarmes, wohlduftendes Bad gesenkt. Er kam sich vor, wie Jemand, der von unten und oben zugleich gerädert worden.

Was hilft mir jetzt das Bad," seufzte er, „ich

bin für das ganze Leben ein unglücklicher Mensch. Es ist gar nicht möglich, daß ich noch einen ganzen Knochen im Leibe habe. Ich dächte, mein unglücklicher Körper müßte sich wie ein Taschenmesser zusammenklappen. Das Erste, was ich thue, so ich mit dem Leben davonkomme, ist, daß ich den Doctor des Mordes anklage. Eine solche Behandlung mag ein Rhinozeros aushalten, aber ein Mensch nicht. Ich möchte wissen, ob es Erwin überstanden hat, oder in einer bessern Welt, wo es hoffentlich keine türkischen Badeanstalten gibt, bereits wohlbehalten angelangt ist."

Aber je länger sich der Baron solchen misanthropischen Gedanken hingab, desto angenehmer ward ihm, das Blut begann wohlig durch die gekneteten Muskeln und geknackten Gelenken zu rieseln. Der aromatische Duft, der aus dem Wasserbecken aufstieg, war wunderbar belebend und erquickend.

Felseck begann anfänglich ganz leis', allmählig couragöser seine Glieder zu strecken und zu bewegen. Die Sache machte sich.

„Gebrochen schein' ich nichts zu haben," sprach er, nachdem eine oberflächliche Visitation seines Körpers sehr befriedigende Resultate ergeben. „Das

hätt' ich nimmer geglaubt. Ich fürchtete schon Zeitlebens als Zappelmann zur Schauder der Menschheit einher zu schleichen."

Das Bad wirkte immer stärkender, so daß sich auch der leichte Sinn des Barons bald wieder einfand.

„Jetzt wünschte ich aber wirklich, der Alpensohn wäre hier. Wir könnten uns über unsere außerordentlichen Abenteuer unterhalten. Ich begreife überhaupt nicht, warum man uns getrennt hat; Platz war genug und wir waren ja allesammt, was die Schamhaftigkeit anbelangt, so zu sagen, Mädchen unter uns. Wahrscheinlich erfolgte diese Separation aus keinem andern Grunde, als um die Sache kostspieliger zu machen."

Während es dem Baron in dem duftenden Bade immer wohliger ward, faßten ihn die Afrikaner wieder bei dem Armen und zogen ihn empor.

„Ihr konntet mich immer noch ein Wenig im Bade lassen; es war recht hübsch," meinte Felseck; „das Angenehme scheinen Einem aber diese Bestien nicht lange zu gönnen."

Der Badende ward wieder auf Decken gelegt, und die Mohren knieeten neben ihm nieder.

„Ich will nicht hoffen," sprach der Baron, „daß die Kneterei wieder losgeht; jetzt setzt's Hiebe, ihr schwarzen Hallunken, ich habe wieder etwas Kräfte."

Die unangenehme Prozedur des Pochens und Knetens und Knackens ward nicht wiederholt, sondern man rieb den Baron jetzt mit einer Salbe ein, die weder wohl noch übel roch. Sie bestand aus ungelöschtem Kalk und einem andern Mixtum compositum und ward von den Badegehülfen mit äußerster Vorsicht angewendet. Man entfernte nämlich vermittelst dieser Salbe, mit Ausnahme der Kopfhaare, jedes Härchen vom menschlichen Körper.

Der Baron in seiner horizontalen Lage begriff schlechterdings nicht, warum die Mohren dießmal mit einer Zartheit und Delicatesse mit ihm umgingen, als wär' er ein geschältes Ei. Zugleich bemerkte er, wie sie mit außerordentlicher Aufmerksamkeit seinen Körper betrachteten.

„Was die Kerle nur eigentlich zu gucken haben," dachte Felseck bei sich, als er plötzlich von einem penetranten Schmerze ordentlich in die Höhe geworfen

ward, und in ein Zetermordio ausbrach. In demselben Augenblicke fiel der größere Mohr über den kleinern her, warf ihn zu Boden und würgte ihn.

Der penetrante Schmerz währte zum Glück nur wenige Secunden, so daß der Baron, als er den Kopf ein Wenig erhob, gewahrte, wie sich die Schwarzen prügelten.

„Nun werden die auch noch uneins," sprach er, „das ist wahr, man erlebt was in einem türkischen Bade."

Nachdem der kleine Mohr von dem großen und erfahrenen seine Strafe dafür erhalten, daß er beim Versengen der Härchen aus Unvorsichtigkeit der Haut des Barons zu nahe gekommen und dadurch einen augenblicklichen Schmerz verursacht hatte, setzte man das Geschäft an dem Leichnam des Badegastes fort. Als man nach einiger Zeit fertig, erschien der dritte Mohr mit einer Schale voll Seifenwasser und einem feinen weißen Tuche. Mit einer sanften Hand, so sanft wie sie kein Mädchen zu führen im Stande, wusch der robuste Afrikaner den ganzen Körper des Barons, worauf er in ein neues Bad, das man unterdeß zurecht gemacht hatte, geführt wurde.

Dieses zweite Bad war wieder so stärkend, daß unserm Badegaste wieder ganz wohl und humoristisch zu Muthe ward.

„Wenn man einmal unter dem Poch= und Amalgamirwerke hinweg," sprach er, „mag so ein türkisches Bad passiren."

Er untersuchte und visitirte jetzt von Neuem seinen Körper, und als er seine Haut überall so glatt wie Sammet fand, sprach er seine ungetheilte Bewunderung aus.

„Das muß ich gestehen," meinte er mit dem Kopfe schüttelnd, „ein curioses Volk sind diese Türken, ein sehr curioses Volk." Er vermochte sich jetzt auch die Prozedur zu erklären, die man nach dem ersten Bade mit ihm vorgenommen, und in Folge welcher die Prügelei unter den Schwarzen entstanden war.

Nach dem zweiten Bade folgte noch ein drittes in kühlerem Wasser, worauf der Badende in Decken gehüllt und sanft auf einem Divan niedergelassen wurde. Ein gelindes Transpiriren erfolgte.

Plötzlich warfen sich alle drei Afrikaner ihrem Badegaste zu Füßen, hoben die Arme auf und riefen aus einem Munde: „turam zak zurimja!"

„Ja das mag der Teufel verstehen," sprach Felseck, „wahrscheinlich wollen die Kerle ein Trinkgeld." Er gab also durch Kopfnicken zu verstehen, daß er sie bedenken werde. Hoch erfreut sprangen die Schwarzen wieder empor, der eine eilte in ein Seitengemach und brachte ein Mahagonikästchen hervor, das er auf den Fußboden nieder stellte; während die beiden andern durch herbeigetragene Kissen dem Badegaste ein so bequemes Lager wie möglich bereiteten.

„Die Kerle verstehen wirklich Comment," meinte der Baron, „ein wenig Schlaf nach all' der Noth und Trübsal kann wirklich nicht schaden; auch kann ich die Augen kaum noch offen erhalten."

In der That überkam den Badegast eine bedeutende Schlaftrunkenheit, daß er bald in den tiefsten Schlaf versank. Sofort machten sich die Schwarzen, nachdem ihr „turam zak zurimja" durch das Kopfnicken des Barons genehmigt worden war, an ihr Geschäft. Der Mahagonikasten ward geöffnet. Man nahm Scheeren, Messer und andere blitzende Instrumente heraus. Der Geschickteste unter den Mohren machte sich hierauf an den Kopf des im tiefsten und gesundesten Schlafe ruhenden Barons und schor nach-

dem er den Schläfer sanft in die passende Lage gebracht, die blonden Locken desselben mit solcher Kunstfertigkeit ab, daß Felseck auch nicht das Geringste von dem Lockenraube verspürte. Sobald die Scheere ihr Amt verrichtet, kam das haarscharfe Messer daran, so daß binnen unglaublich kurzer Zeit der vollendetste Kahlkopf, mit Ausnahme des auf dem Wirbel nach türkischer Sitte stehen gebliebenen unerläßlichen Zopfes hergestellt war; worauf man sanft ein roth wollenes Käppchen auf die kahle Kopfhaut schob.

Ein zweistündiger tiefer Schlaf hüllte den Baron wohlthätig in seine Arme. Endlich erwachte er und hatte sich lange nicht so gestärkt und wohl gefühlt wie gegenwärtig. Mit unsäglichem Wohlbehagen schlürfte er die Tasse Kaffee, welche ihm einer der Schwarzen knieend präsentirte. Er empfand, daß das orientalische Leben doch ebenfalls seine sehr angenehmen Seiten habe. Namentlich kam ihm sein Haupt so wunderbar erleichtert vor. Er ließ sich die lange Pfeife reichen und kam sich wirklich vor, wie ein Pascha von drei Roßschweifen.

„An Grandezza,“ sprach er zu sich, „den vornehmen Türken zu spielen, würde mir es nicht fehlen.

Man findet sich bald in die Rolle. Jetzt fehlt weiter nichts als eine reizende Odaliske, die mich mit Lautenspiel und Märchenerzählen ergötzte. Ich würde zwar wenig verstehen, da sie nicht deutsch spricht und ich nicht türkisch spreche; aber ihre Huldgestalt wäre mir doch immer lieber, als diese schwarzen Fratzengesichter, mit denen ich mich ebenfalls nicht unterhalten kann."

Nach einiger Zeit wollte es dem neuen Pascha denn doch bedünken, als könne die wunderbare Leichtigkeit seines Kopfes nicht ganz mit rechten Dingen zu gehen. Er griff mit der Hand nach seiner obern Etage und brachte das rothe Käppchen mit. Jetzt ward's ihm auf einmal außerordentlich seltsam zu Muthe, er greift nochmals oben herum — Alles glatt, als habe man eine Schweinsblase über den Kopf gezogen. Er griff mit der andern Hand, gleich darauf mit großer Behändigkeit mit allen beiden Händen und gerieth auf die sehr natürliche Vermuthung, daß er noch träume. Um sich zu ermuntern, und sich in's wache Dasein zurückzurufen, begann er sich höchst eigenhändig zu mauschelliren. Nachdem er sich durch diese Ohrfeigenkur hinlänglich ermuntert zu

haben glaubte, begann die Untersuchung des Kopfes von Neuem. Dasselbe außerordentliche Resultat. Bis auf das türkische Zöpfchen am Wirbel nirgends ein Haar. Entsetzen erfaßte jetzt den Baron. Er glaubte sich behext, sprang auf und eilte nach dem Badebassin, um sich in dem Wasserspiegel zu überzeugen, ob seine Hände ihn auch richtig berichtet. Schaudernd guckte er in die Tiefe. Es war nicht anders. Aus der Tiefe schaute ein glatt geschornes Türkenhaupt herauf. Der Baron konnt's noch immer nicht glauben. Er nickte, um sich zu überzeugen, ob das Bild im Wasser auch sein Spiegelbild sei. Das Türkenhaupt nickte wieder. Jetzt in Todesverzweiflung griff er sich an die Nase. Das Türkenhaupt im Wasser griff sich ebenfalls an die Nase. Jetzt war keine Täuschung mehr. Das Entsetzliche, Ungeheure war geschehen, die Mohren hatten den Baron, während er im tiefsten Schlafe gelegen, seines schönsten Schmuckes, auf welchem er sich immer so viel eingebildet, seines glänzenden Abendländischen Haupthaares beraubt und zu einem türkischen Kahlkopf umgeschaffen.

Fünftes Kapitel.

Morgenländisches Märchen.

Die Lage des Sterns der Nacht hatte sich von Woche zu Woche gebessert. Estrella war nicht mehr auf die unheimliche gefängnißmäßige Klause des Pappelpavillons beschränkt, man hatte ihr ein geräumigeres, lichthelleres und wohnlicheres Gemach angewiesen; und einen Tag um den andern waren ihr selbst kurze Spaziergänge in dem angrenzenden Wäldchen gestattet. Die muntre Gedekli galt als die beständige Begleiterin.

Eben waren die Beiden von einem Spaziergange heimgekehrt, Estrella hatte auf dem Divan Platz genommen und Gedekli klimperte auf der Laute.

„Das beständige Geklimper," sprach endlich die

Odaliske, da ihr heut kein Stückchen gelingen wollte, „bekommt man recht überdrüssig. Wie denkst Du, Herrin, ich werfe die Laute von mir und erzähle ein Märchen?"

Als Estrella zustimmend ihr Haupt neigte, sprang Gedekli von ihrem Sitze auf, knüpfte von Rosaband eine Schleife, vermittelst welcher sie die Laute an der Tapetenwand befestigte, und eilte auf Estrella zu, kauerte zu ihren Füßen nieder, und das liebliche Gesichtchen auf die Hand gestützt, frug sie rosenlaunig: „Nun Herrin, so befiehl, wovon ich Dir erzählen soll. Soll ich Dir erzählen die Geschichte des Königs Suman und des griechischen Arztes? Oder die Geschichte der drei Prinzen und des bezauberten Vogels? Oder das Märchen von den beiden Talismanen? Oder die Geschichte des Kaufmanns von Bagdad? Oder das Märchen von der Prinzessin Handa? Oder von Aladdin und der Wunderlampe? Befiehl, hohe Herrin!"

„Ich will Dir die Wahl überlassen," erwiederte Estrella, und lehnte ihr lockenumwogtes Haupt träumerisch auf die schwellenden Kissen des Divans.

„Wohlan," fuhr Gedekli fort, „da will ich Dir

die schöne Geschichte erzählen des Prinzen Seyn Alasnam und des Königs der Geisterinsel."

„Ich bin ganz Ohr," lächelte der Stern der Nacht. Gedekli begann: „Zu Balsora lebte einst ein König, der sehr reich und mächtig war. Seine Unterthanen verehrten und liebten ihn, und die benachbarten Fürsten scheuten sich, ihn zu beleidigen. Aber zu seinem Glücke fehlte ihm immer noch Etwas, denn er hatte keine Kinder. Daher beschenkte er alle heiligen Männer seines Landes sehr reichlich, damit sie Gott um einen Sohn für ihn bitten sollten. Dieses Gebet wurde auch wirklich erfüllt, der König bekam einen Sohn, welcher den Namen Seyn Alasnam, das heißt die „Zierde der Standbilder" erhielt.

Sein Vater ließ alle Sterndeuter des Landes zusammen berufen und befahl ihnen, dem Kinde das Horoscop zu stellen. Sie entdeckten durch ihre Beobachtungen, daß der Prinz lange leben und muthvoll sein; daß er aber auch großen Muth nöthig habe, um standhaft im Unglück und in den Gefahren auszuharren, die ihm drohten. Da der König diese Erklärung der Sterndeuter hörte, so sagte er: „Was

Ihr mir verkündet, macht mir keinen Kummer. Gefahren muthvoll zu bestehen macht einem Manne Ehre; und für einen Prinzen ist es gut, Unglück zu erfahren. Denn Widerwärtigkeiten läutern seine Tugend und er lernt besser regieren."

„Hierauf belohnte er die Sterndeuter reichlich und schickte sie nach Hause; seinen Sohn aber ließ er auf das Sorgfältigste erziehen. Er gab ihm die besten Lehrmeister und diese mußten ihn in allen ihm nöthigen und nützlichen Kenntnissen unterrichten. Denn er hätte gern aus seinem Sohne einen ganz vollkommenen Regenten gemacht. Aber leider verfiel der gute König, noch ehe der Sohn herangewachsen war, in eine schwere Krankheit, von welcher ihn seine Aerzte nicht zu heilen vermochten."

„Da er sich nun dem Tode nahe fühlte, berief er seinen Sohn zu sich und sprach: „Lieber Seyn Alasnam, ich werde nun bald nicht mehr sein, und Du wirst an meiner Stelle das Amt übernehmen, mein Volk zu beherrschen und glücklich zu machen. Empfange daher noch einige Lehren Deines sterbenden Vaters: denke bei Allem, was Du als Regent thust, daran, daß Du einst Gott davon Rechenschaft ablegen

mußt: daß das Volk nicht deswegen da ist, daß Du nach Deiner Willkür und Laune mit ihm verfährest; sondern daß es Deine Pflicht ist, eifrig für dessen Wohl zu sorgen. Trachte daher, von Deinen Unterthanen geliebt, nicht aber gefürchtet zu werden, denn die Liebe der Unterthanen ist die sicherste Stütze des Thrones; ihre Furcht aber erschüttert ihn heftiger, als der Haß mächtiger Feinde. Leihe nie Schmeichlern Dein Ohr, denn diese Leute sind es, welche den Fürsten von jeher am meisten Unglück bereitet haben. Sei ebenso langsam mit der Belohnung als mit der Bestrafung; denn oft geschieht es, daß Könige, durch falschen Anschein verführt, Böse mit Wohlthaten überhäufen und die Unschuld unterdrücken. Prüfe also zuvor Alles genau, ehe Du Deinen Entschluß fassest."

Die Erzählerin machte hier eine kleine Pause und frug: „War das nicht ein guter König, Hoheit?"

„Allerdings," erwiederte Estrella, „aber befolgte auch Herr Seyn Alasnam die Lehren seines Vaters?"

„Leider nicht," sprach Gedekli; „vernimm, o Herrin, wie die Geschichte weiter geht: Der Prinz vergaß nur zu bald die weisen Lehren seines sterbenden

Vaters. Zwar betrauerte er den Verstorbenen aufrichtig. Sieben Tage lang ging er, der Sitte gemäß, in Trauerkleidern umher. Erst am achten Tage bestieg er den Thron und nahm von der königlichen Schatzkammer das Siegel seines Vaters. Dafür legte er das seinige an, welches wie gewöhnlich bei morgenländischen Fürsten aus seinem verschlungenen Namenszuge bestand. Aber er kam zu jung zur Regierung und meinte, er besitze seine Macht nur, um sich recht viel Vergnügen zu verschaffen. Als die Hofleute dieß merkten, schmeichelten sie seinen Neigungen, um seine Gunst zu erhalten. Sie machten ihm die übertriebensten Lobsprüche und priesen ihn nicht allein als den mächtigsten, sondern auch als den weisesten Herrscher. Solche Worte hörte der neue König gern und belohnte sie mit reichen Geschenken. Einige alte Veziere seines Vaters aber, welche ihn erinnerten, daran zu denken, daß nicht nur die Unterthanen Pflichten gegen ihn hätten, sondern er ebenso Pflichten gegen seine Unterthanen habe, jagte er vom Hofe."

Gedekli machte hier wieder eine Pause und sagte: „So pflegt es zu gehen, wenn ein Herrscher zu frühzeitig auf den Thron kommt."

„Erzähle weiter," sprach Estrella, und die Odaliske fuhr fort: „Seyn Alasnam's Mutter, welche noch lebte, war eine weise und verständige Fürstin und machte deßhalb ihrem Sohn wiederholt Vorstellungen über seine leichtsinnige und verschwenderische Lebensweise. Sie zeigte ihm, wie er die von seinem Vater gesammelten Reichthümer in kurzer Zeit verschwenden und sich die Liebe seiner Unterthanen entziehen, ja vielleicht eine Umwälzung veranlassen würde, welche ihm Krone und Leben kosten könnte."

„Aber der junge Herrscher beachtete die Lehren seiner Mutter so wenig, wie die seines sterbenden Vaters. Er setzte seine zeitherige Lebensweise fort nnd als die väterlichen Schätze verschwendet waren, begann er seine Unterthanen durch schwere Auflagen zu bedrücken. Da geschah es, wie die Königin vorausgesagt hatte, das Volk begann zu murren, und nur die Weisheit der allgemein geliebten Königin und jener alten Veziere verhinderten es, daß kein Aufruhr ausbrach."

„Nun ging Seyn Alasnam in sich. Er vertrieb die Schmeichler, welche ihn bisher umringt hatten, und übergab die Regierung den weisen Veziren

seines Vaters. Ihn selbst nun befiel bittere Reue, daß er seine Reichthümer so schlecht angewandt habe, und darüber versank er in eine tödtliche Schwermuth, in welcher ihn nichts zu trösten vermochte. Da erschien ihm einmal bei Nacht im Traume ein ehrwürdiger Greis, der mit lächelnder Miene zu ihm sprach: „Wisse, o König, daß es kein Leid gibt, auf welches nicht Freude folge, und kein Unglück, welches nicht irgend ein Glück nach sich zöge. Willst Du das Ende Deiner Betrübniß sehen, so stehe auf, reise nach Aegypten und zwar nach Kairo. Ein großes Glück erwartet Dich dort."

„Der König war bei seinem Erwachen sehr betroffen über den Traum und erzählte ihn seiner Mutter. Diese jedoch lachte und sprach: „Wirst Du wohl wegen eines Traumes die lange Reise nach Kairo unternehmen?"

„Ernsthaft aber entgegnete ihr der Sohn: „Warum nicht, Frau Mutter? Zwar kenne ich wohl das Sprichwort, welches heißt: Träume sind Schäume; aber ich weiß auch, daß es Ausnahmen gibt und daß manche Träume von Gott kommen. Meine Lehrmeister haben mir tausend Geschichten erzählt, welche

das bestätigen. Ja, selbst wenn ich nicht davon überzeugt wäre, so würde ich mich doch nicht enthalten können, auf meinen Traum sorgfältig zu achten. Der Greis, welcher mir erschien, hatte etwas Uebernatürliches. Er war nicht einer von jenen Menschen, welche das bloße Alter ehrwürdig macht, nein, in seinem ganzen Wesen lag etwas Göttliches. Hierdurch hat er mir das größte Vertrauen auf die Wahrheit seiner Voraussagung eingeflößt; und ich bin entschlossen, seinem Gebote zu folgen."

„Vergebens bemühte sich die Königin, ihren Sohn von seinem Vorhaben abzubringen. Nachdem er für die Zeit seiner Abwesenheit seine Mutter zur Regentin ernannt hatte, machte er sich auf den Weg nach Kairo, ohne auch nur einen Begleiter mitzunehmen."

„Nach vielen Beschwerden und Mühseligkeiten langte er endlich in dieser bezeichneten Stadt an, welche sowohl in Ansehung der Größe, als in Ansehung der Schönheit wenige ihres Gleichen hat."

Gedekli machte hier wieder eine Pause, und erkundigte sich, ob ihre Gebieterin einmal in Aegypten oder gar in Kairo gewesen sei? und als Estrella es verneinte, erzählte die Odaliske viel von einem Bru-

der, der als Olivenhändler lange daselbst gelebt. Sie gerieth so tief in die Beschreibung jenes wunderbaren Landes voller Ruinen, Crocodille und Palmen, daß die Kadine sie daran erinnern mußte, ihr Märchen nicht ganz zu vergessen.

Demgemäß fuhr Gedekli in ihrer Erzählung also fort:

„Als der junge König von Balsora in Kairo angelangt war, setzte er sich an der Pforte einer Moschee nieder und schlief vor Müdigkeit bald ein. Da erschien ihm derselbe Greis wieder im Traume und sprach: Mein Sohn, ich bin mit Dir zufrieden, denn Du hast meinen Worten Glauben geschenkt. Du reisetest hierher, ohne Dich von der Länge und Beschwerlichkeit des Weges abschrecken zu lassen. Wisse aber, daß ich Dich diese Reise blos deßhalb machen ließ, um Dich auf die Probe zu stellen. Ich sehe nun, daß Du Muth und Standhaftigkeit besitzest. Du verdienst, daß ich Dich zum reichsten und glücklichsten Fürsten der Erde mache. Kehre nach Balsora zurück, in Deinem Palaste wirst Du unermeßliche Reichthümer finden. Niemals besaß ein König so viel, als sich deren dort befinden.“

„Der junge König freute sich gar wenig dieses Traumes. „So hat meine Mutter doch recht gehabt," sprach er, „Alles war ein Erzeugniß meiner Einbildungskraft; und der Greis ist das göttliche Wesen nicht, wofür ich ihn hielt. Nun will ich aber keinem Traume mehr Glauben schenken und mich sogleich auf die Rückreise begeben. Es ist fürwahr meiner würdiger, mein Glück durch eigene Thätigkeit zu begründen, als es durch eitle betrügliche Träume zu erlangen zu suchen."

„Er trat also sogleich seine Rückreise an, auf welcher er nicht geringe Beschwerlichkeiten zu bestehen hatte. Als er von ferne Balsora erblickte, da war ihm so bange, wie ihn seine Mutter empfangen würde. „Sie hat volles Recht," sprach er zu sich selbst, „mir Vorwürfe zu machen, und meiner Leichtgläubigkeit zu spotten. Doch ich will Alles geduldig als eine verdiente Strafe ertragen."

„Aber die gute Mutter empfing ihren Sohn weder mit Vorwürfen, noch mit Spott. Sie tröstete ihn vielmehr über seine vereitelte Hoffnung. „Betrübe Dich nicht," sprach sie; „wenn Gott Dir Reichthümer bestimmt hat, so wirst Du sie gewiß empfangen.

Gib Dir nur Mühe, Dein Land gut zu regieren, so wirst Du glücklich und zufrieden sein."

„Der Sohn versprach, fortan allen Rathschlägen seiner Mutter und der weisen Veziere zu folgen, und ohne sie nichts zu unternehmen. Aber gleich in der ersten Nacht, die er wieder in seinem Palaste zu Balsora zubrachte, erschien ihm der Greis zum Drittenmale im Traume und sprach: „O, muthvoller Fürst, der Augenblick, wo Du endlich glücklich sein sollst, ist nun gekommen. Morgen früh, sobald Du aufgestanden bist, nimm eine Harke, und untersuche das Kabinet des verstorbenen Königs, Du wirst einen großen Schatz darin finden."

„Am andern Morgen war das Erste, was Seyn that, daß er zu seiner Mutter eilte, und ihr die dritte Erscheinung des Greises erzählte. Die Königin sprach lächelnd: „Fürwahr, mein Sohn, das ist ein recht beharrlicher Greis. Er begnügt sich nicht damit, Dich zweimal betrogen zu haben. Willst Du ihm das Drittemal glauben?"

„Ich sollte das freilich nicht thun," erwiederte der Sohn, „aber ich weiß nicht, dieser dritte Traum hat mich in meiner Meinung von dem Greise wieder irre

gemacht. Denn als er mir das Zweitemal erschien, sagte er mir zu deutlich, ich sollte nach Balsora zurückkehren, dort würde ich Schätze finden, und jetzt gibt er mir den Platz, wo jene Schätze zu finden, ganz genau an. Wahrhaftig, ich kann mich nicht überreden, daß das nur Betrug sei. Doch mag es auch sein, die Mühe ist ja leicht, und der Weg nicht weit. Ich versuche es, noch einmal zu erfahren, ob die Worte des Greises Lüge oder Wahrheit sind."

„Nun ging er fort, nahm eine Harke, begab sich in das Kabinet seines Vaters und fing an, die viereckigen Steinplatten, mit welchen der Boden belegt war, aufzuheben, und den Boden zu durchwühlen. Allein als er schon die Hälfte des Gemachs auf diese Art durchsucht und doch gar nichts gefunden hatte, hielt er ermüdet inne und sagte: „Ich fürchte, meine Mutter hat Recht, auch dieser dritte Traum wird ein leeres Hirngespinnst sein."

„Dennoch fuhr er nach einer Weile mit seiner Arbeit fort und hatte keine Ursache, dieß zu bereuen. Denn bald entdeckte er einen weißen Stein, den er aufhob und unter welchem er eine verschlossene Thüre mit einem stählernen Vorlegeschlosse fand."

„Dieß Schloß zerschlug er mit der Harke und öffnete die Thür. Hier zeigte sich ihm eine schöne Treppe von Marmor. Er zündete die Wachskerze an und stieg die Treppe hinab in ein mit chinesischem Porzellan gepflastertes Gemach, dessen Wände und Decken mit Krystallglas belegt waren."

„An den Seiten waren vier Erhöhungen angebracht, auf deren jeder zehn Porphyrurnen standen. Er wähnte in diesen Urnen sei Wein und sprach: „Auch gut, der Wein ist gewiß recht alt und muß von vortrefflichem Geschmacke sein." Er hob den Deckel von einer der Urnen, sah sie aber zu seinem größten Erstaunen und zu seiner größten Freude mit Goldstücken angefüllt. Dasselbe war bei all' den andern Urnen der Fall. Seyn nahm einige Goldstücke heraus und eilte zu seiner Mutter."

„Diese war voll Erstaunen über die Entdeckung ihres Sohnes, denn sie hatte von dem Dasein dieses unterirdischen Gemachs auch nicht die geringste Ahnung gehabt. „Ich wünsche Dir Glück, mein Sohn," sprach sie, „aber hüte Dich auch, diese Schätze so thöricht zu verschwenden, wie Du mit dem königlichen Schatze es

gethan hast. Gib Deinen Feinden keinen trifftigen Grund zur Schadenfreude."

„Der Sohn versprach der Mutter, die neuerlangten Reichthümer auf kluge und nützliche Weise anzuwenden, und forderte sie auf, mit ihm in das unterirdische Gemach hinabzusteigen."

„Als Beide dieses noch genauer untersuchten, entdeckte die Königin in einem Winkel noch eine kleine Urne von Porphyr. Sie öffnete dieselbe und fand darin einen kleinen goldnen Schlüssel. Sie wandte sich nun an ihren Sohn und sagte: „Gewiß liegt dieser Schlüssel nicht ohne Zweck hier in der Urne, sondern verschließt noch einen kostbaren Schatz. Laß uns also suchen, ob wir nicht auch zu diesem eine Thüre finden."

„Lange suchten sie. Endlich entdeckten sie in der Wand ein kleines Schloß. Der Schlüssel paßte trefflich und es öffnete sich eine Thüre, durch welches sie in ein andres Gemach traten, in dessen Mitte neun Fußgestelle von gediegnem Golde standen. Auf acht derselben erhoben sich Bildsäulen, von denen eine jede einen Diamanten in der Hand trug. Diese acht Dia=

manten waren von solcher Größe, daß sie ganz allein den herrlichen Saal erleuchteten."

„O Himmel," rief der König ganz erstaunt, „woher hat mein Vater solche Schätze erhalten?"

„Das neunte Fußgestell erhöhte noch sein Erstaunen, denn hier lag ein Stück weißer Atlas, worauf mit goldner Schrift folgende Worte geschrieben standen: „Mein lieber Sohn, diese acht Bildsäulen zu erwerben hat mich große Mühe gekostet. Obgleich sie aber von ausgezeichneter Schönheit sind, so gibt es doch noch eine neunte auf der Welt, welche alle acht weit übertrifft. Sie allein ist mehr werth, als tausend Bildsäulen, wie Du hier stehst. Wenn Du zu ihrem Besitze zu gelangen wünschst, so gehe nach Kairo in Aegypten. Dort wohnt einer meiner alten Sclaven, Namens Mobarek, das heißt der Gesegnete. Der Erste, welchem Du begegnest, wird Dir seine Wohnung zeigen. Geh, such' ihn auf und erzähl' ihm Alles, was Dir begegnet ist. Er wird Dich als meinen Sohn erkennen und Dich an den Ort führen, wo das neunte wunderbare Bild zu erwerben ist, welches Du zu Deinem Heile gewinnen sollst."

„Diese Worte seines Vaters machten einen tiefen

Eindruck auf den Sohn. Er beschloß sogleich die Reise nach Kairo anzutreten, und seine Mutter, welche jetzt eine bessre Meinung von dem Geiste bekam, der ihrem Sohne erschienen war, munterte ihn selbst dazu auf. „Reise nur getrost," sprach sie, „die Veziere und ich wollen während Deiner Abwesenheit den Staat schon gut regieren."

„Der König zauderte nicht, Alles zur Reise zu rüsten, nahm aber dießmal auch ein kleines Gefolge mit. Ohne einen Unfall erlitten zu haben, langte er in Kairo an. Der Erste, der ihm begegnete, wußte ihm Mobareks Wohnung zu zeigen, und erzählte ihm, indem er ihn dahin begleitete, dieser Mann sei einer der reichsten Bürger der Stadt."

„Als der König Mobareks Wohnung erreicht hatte, öffnete ein Sclave die Thüre und fragte: wer er sei und was er wolle?"

„Ich bin ein Fremder," antwortete der König, „habe von Deines Herrn Großmuth und Gastfreundschaft gehört und bin gekommen, bei ihm zu wohnen." Der Sclave bat den König, sich einen Augenblick zu gedulden, bis er die Bitte des Fremdlings seinem Herrn vorgetragen haben würde. Hierauf begab er

sich in das Innere des Hauses, kehrte aber bald wieder und sprach: „Mein Herr heißt Euch herzlich willkommen.“

„Nun führte er den König durch einen großen Hof in einen prächtig ausgeschmückten Saal, wo Mobarek ihn sehr höflich empfing und ihm für die Ehre dankte, die er ihm erwiesen, indem er mit seiner geringen Wohnung vorlieb nehme.

„Der König erwiederte diese Höflichkeit, fuhr aber fort: „Ich bin der Sohn des verstorbenen Königs von Balsora und nenne mich Seyn Alasnam.“

„Dieser König war einst mein Herr,“ erwiederte Mobarek, „aber ich weiß nicht, daß er einen Sohn hatte; wie alt seid Ihr?“

„Zwanzig Jahre,“ war die Antwort. „Dann ist es möglich,“ sprach Mobarek, „denn ich bin zwei und zwanzig Jahre vom Hofe von Balsora entfernt. Was aber könnt Ihr sagen, um mich zu überzeugen, daß Ihr wirklich der Sohn meines seligen Herrn seid?“

„Seyn Alasnam erzählte nun die ganze Geschichte, wie er die unterirdische Schatzkammer gefunden, und was er in ihr entdeckt habe; und nun warf sich

Mobarek ihn zu Füßen, küßte zu wiederholten Malen die Hand und rief: „Ich danke Gott, daß er Euch hierher gesandt hat. Ja, Ihr seid gewiß der Sohn des Königs von Balsora. Wenn Ihr an den Ort wollt, wo jenes wunderbare Standbild zu finden, so will ich Euch dahin führen. Zuvor aber müßt Ihr einige Tage bei mir ausruhen. Ich gebe heut den Großen von Kairo ein Fest. Wir setzten uns gerade zu Tische, als mir Eure Ankunft gemeldet wurde. Würdet Ihr es wohl verschmähen, herein zu kommen' Euch mit mir zu ergötzen?"

„Nicht im Geringsten," erwiederte der König von Balsora, „es wird mir vielmehr eine Freude sein, an Eurem Feste Theil zu nehmen." Sogleich nun führte ihn Mobarek in den glänzenden Saal, wo sich die Gesellschaft befand und begann ihn knieend zu bedienen. Die Gäste von Kairo verwunderten sich darüber sehr und sprachen unter einander: „Wer ist denn dieser Fremde, den Mobarek mit solcher Ehrfurcht bedient?" Weil sie aber wußten, daß es unschicklich sei, ihren Wirth darnach zu fragen, so bezähmten sie ihre Neugier in der Hoffnung, Mobarek werde ihnen schon den Namen und Stand des Fremden nennen."

„Dieß geschah auch nach dem Essen, wo Mobarek sich an seine Gäste wandte und sie also anredete: „Meine Herren, wundert Euch nicht, daß ich auf solche Weise diesen jungen Fremden bediente. Wisset es ist der Sohn meines Herrn, des Königs von Balsora. Dieser gute Fürst ist nun gestorben, ohne mir die Freiheit zu schenken, und so gehöre denn ich und Alles was ich besitze von Rechtswegen seinem Sohne und einzigen Erben."

„Der König von Balsora aber erhob sich und sprach: „Mobarek, vor allen diesen Herren, die ich als Zeugen nehme, erkläre ich, daß ich Dich von diesem Augenblick an frei gebe, und Dir Alles, was Du besitzest, schenke. Auch wünsche ich, daß Du mir offenherzig sagst, mit welchem andern Geschenke ich Dich noch erfreuen kann."

„Mobarek aber wollte kein Geschenk annehmen; „es sei genug," sagte er, „daß ihm der König die Freiheit geschenkt und seine Besitzthümer gelassen habe."

„Die Gäste erfreuten sich hierauf durch Musik und unterhaltende Gespräche, und beim Weggehen empfing noch ein Jeder ein angemessenes Geschenk; denn so war es Sitte in der Stadt Kairo."

„Am nächsten Morgen aber sprach der König, welcher es nicht erwarten konnte, in den Besitz der neunten Bildsäule zu kommen, zu Mobarek: „Ich habe mich von den Strapazen meiner Reise erholt, und da ich nicht nach Kairo gekommen bin, um hier ein lustiges und müßiges Leben zu führen, so bitt' ich Dich, unsre Reise zu beschleunigen."

„Mobarek erklärte sich bereit, dem Willen des Königs nachzukommen; aber er mußte bemerken, daß die Reise mit mancher Gefahr und Mühseligkeit verbunden sein werde."

„Mögen auch die größten Gefahren mir drohen," entgegnete muthig der König, „ich habe mir einmal vorgenommen, die Reise zu unternehmen. Entweder ich erreiche meinen Zweck, oder ich komme um. Alles was geschieht, kommt ja von Gott. Also begleite mich und sei so standhaft wie ich es sein werde."

„Da Mobarek sah, daß der Entschluß des Königs unwiderruflich sei, so rief er seine Diener und befahl ihnen, Alles zur Reise vorzubereiten. Nachdem er wie der König die vorgeschriebene Abwaschung verrichtet und die üblichen Gebete gesprochen, traten sie

ihre Reise an. Sie ritten mehrere Tage in das Land hinein, wobei ihnen manche seltsame und wunderbare Erscheinungen vorkamen. Endlich erreichten sie ein anmuthiges Gefilde, wo sie Halt machten, von den Pferden stiegen und ein Mittagsbrod einnahmen. Nachdem man zu Ende, befahl Mobarek der Dienerschaft auf das Reisezeug sorgfältig Acht zu haben, bis er mit dem Könige wiederkehren werde. Diesen aber forderte er auf, ihm zu Fuße zu folgen, weil sie nahe an dem Orte wären, wo sich das neunte Standbild befände. Der König folgte willig. Unterwegs bat ihn Mobarek, jetzt die ganze Standhaftigkeit zusammen zu nehmen, denn der Ort, wo sie hinkommen würden, sei schauerlich und gefahrvoll. So gelangte man an die Ufer eines großen See's. „Hier müssen wir überfahren," sprach Mobarek. „Aber wie ist das möglich," antwortete der König, „da ich nirgends ein Schiff sehe."

„Seid ohne Sorge," sprach Mobarek, „im Augenblicke wird die Zauberbarke des Königs der Geister erscheinen, und uns aufnehmen. Aber beobachtet ja, was ich Euch sage. Ihr müßt während der Fahrt das tiefste Stillschweigen beobachten, denn sobald

Ihr ein Wort sprecht, sinkt die Barke in die Fluth, und wir sind verloren."

„Wohl werde ich schweigen," verhieß der König, „wie ich überhaupt Alles befolgen werde, was Du mir anrathest."

„Während der König noch sprach, nahte sich eine Barke von rothem Sandelholz. Der Mast war von duftendem Ambra und die Flagge von blauem Atlas. Der Schiffsmann, der sie führte, gewährte einen wunderlichen und zugleich furchtbaren Anblick. Er hatte den Kopf eines Elephanten und den Leib eines Tigers. So wie er am Ufer angelangt war, ergriff er zuerst Mobarek und alsdann den König mit seinem Rüssel und setzte Beide in das Schiff. Fast im Augenblicke war die Barke am andern Ufer gelandet. Der Fährmann setzte die Reisenden auf das andre Ufer, worauf er und die Barke verschwand."

„Jetzt dürfen wir wieder sprechen," sagte Mobarek, „jetzt sind wir auf der Insel des Königs der Geister. Es gibt auf der ganzen Welt keine ähnliche. Wo man hinsieht, überall Pracht und Herrlichkeit. Hier Gefilde voll der schönsten und wohlduftendsten Blumen, dort Bäume, geschmückt mit den süßesten Früchten,

die Lüfte erfüllt von dem lieblichen Gesange der Vögel, die sich auch durch ihre Farbenpracht auszeichneten. Der König von Balsora konnte sich kaum satt sehen an all den Herrlichkeiten rings umher. Endlich gelangten die Reisenden zu einem Palaste, der von lauter Smaragden erbaut war. Ein tiefer Graben umgab den Palast, an welchem himmelhohe Bäume standen, die einen wohlthuenden Schatten verbreiteten. Der Thüre gegenüber, die aus lauter Gold bestand, sah man eine Brücke, die aus einer einzigen Fischschuppe bestand. Vor dieser Brücke waren eine Menge Geister von ungeheurer Größe aufgestellt, welche den Eingang mit eisernen Keulen vertheidigten."

„Der König erschrak nicht wenig, als er diese ungeheuren Wächter erblickte. Doch Mobarek beruhigte ihn. „Seid ohne Furcht," sprach er, „zwar würden uns diese Geister, wenn wir uns dem Thore nahen wollten, mit ihrer Keule zermalmen; allein ich kenne ein Mittel, das uns vollkommen vor ihnen sicher stellt." Er zog aus seinem Rocke vier Streifen gelben Taffet hervor. Den einen schlang er um seinen Gürtel, den andern heftete er sich an den Rücken, und die beiden andern befestigte er auf dieselbe Weise an

dem König. Alsdann breitete er zwei große Tücher auf die Erde aus und belegte ihre Ränder mit Edelsteinen. Hierauf setzte er sich auf das eine Tuch und bat den König, auf dem zweiten Platz zu nehmen."

„Nachdem das geschehen war, sprach Mobarek: „Herr, ich werde jetzt den König der Geister beschwören, der hier in diesem Palaste wohnt. Möge er ohne Zorn zu uns kommen. Ich verhehle Euch nicht, daß ich nicht ohne Unruhe bin über den Empfang, den er uns bereiten wird. Wenn ihm unsre Ankunft auf seiner Insel nicht gefällt, so wird er uns in der Gestalt eines scheußlichen Ungeheuers erscheinen. Wenn er uns dagegen gewogen ist, werden wir ihn in der Gestalt eines freundlichen Mannes erblicken. Sobald er aber vor uns steht, so erhebt Euch und begrüßet ihn; vergesset aber ja nicht das Tuch zu verlassen, weil Ihr sonst augenblicklich des Todes sein würdet. Sprecht ungefähr also zu ihm: Unumschränkter Beherrscher der Geister! Mein Vater, der Euer Diener war, ist von dem Engel des Todes von der Erde abberufen worden. Er hat mir geboten, Euch zu besuchen und um denselben Schutz zu bitten, welchen Ihr die Gnade hattet, ihm selbst zu gewähren."

„Wenn aber," frug der König, „der Geist mich fraget, welche Gnade ich mir von ihm erbitten soll, was soll ich antworten?"

„Dann bittet um das neunte Standbild," antwortete Mobarek, und begann nun seine Beschwörungen. Es währte nicht lange, so spaltete ein furchtbarer Blitz den Himmel, worauf ein betäubender Donnerschlag erfolgte. Dichte Finsterniß umhüllte die ganze Insel, ein wüthender Sturmwind brauste daher und die Erde begann zu beben.

„Seyn war durch diese Erscheinung sehr niedergeschlagen, weil er nach diesen furchtbaren Naturereignissen nicht anders glauben konnte, als der Geisterkönig zürne ihm. Aber Mobarek, welcher in die Geheimnisse der Geisterinsel mehr eingeweiht war, beruhigte den König. „Seid ohne Furcht," sprach er, „es geht Alles gut." Nicht lange währte es, da erschien der Geisterkönig in Gestalt eines schönen Mannes, doch hatte sein Anblick noch immer etwas Furchtbares. Der König von Balsora faßte sich Muth und redete den Geisterkönig an, wie ihn Mobarek gelehrt hatte. Nachdem er seine Bitte vorgebracht hatte, antwortete der Geisterkönig lächelnd: „O, mein Sohn,

ich liebte Deinen Vater. So oft er herkam, mir eine Ehrfurcht zu bezeugen, beschenkte ich ihn mit einer Bildsäule. Ich liebe Dich nicht weniger, und habe es Dir oft bewiesen, ohne daß Du darum wußtest. Ich war es, der Deinem Vater den Rath ertheilte, jene Schrift auf das weiße Atlaskissen zu schreiben, und ich war auch der Geist, der Dir wiederholt im Traume erschien. Gern bewillige ich Dir daher auch Deine Bitte, doch vorher mußt Du mir schwören, daß Du nach dieser Insel zurückkehrst und mir ein junges Mädchen überlieferst, welches vollkommen schön, tugendhaft und von hohem Verstande ist, und das zugleich freiwillig auf alle Vergnügungen und Zerstreuungen der Jugend Verzicht geleistet hat."

„Der König von Balsora trug kein Bedenken, diesen Eid dem Beherrscher der Geister zu leisten, worauf er nebst seinem Begleiter von dem Elephantenköpfigen Fährmann wieder über den Fluß gesetzt wurde."

„Die beiden Reisenden langten nach einer mühseligen Wanderung mit ihrem Gefolge wieder in Kairo an. Hier gaben sie sich alle Mühe, ein Mädchen aufzusuchen, wie es der Geisterkönig begehrte; aber ihre

Mühe war vergebens. Sie reisten daher nach Bagdad. Hier mietheten sie einen prachtvollen Palast, in einer der schönsten Straßen, und begannen ein sehr vornehmes und gastfreies Leben. Alle Tage hielten sie offne Tafel, und was von den Speisen und Getränken übrig blieb, vertheilten sie unter arme Derwische, welche behaupteten, noch nie so kostbare Speisen genossen zu haben."

„Wie es aber aller Orten Leute gibt, welche auf das Glück Andrer neidisch sind, so geschah es auch hier. Nicht weit von dem Palaste, welchen der König von Balsora und Mobarek inne hatten, wohnte ein Iman, ein eitler, stolzer und neidischer Mann. Dieser führte ein armselig Leben und feindete deshalb Jeden an, der es besser hatte. Mit seinem Stande vertrug sich diese Gesinnungsart freilich nicht. Denn der Neidische war Iman, und hatte als solcher die göttliche Lehre dem Volke zu verkünden und die Gebote Gottes zu erklären. Denn er hätte wissen sollen, daß man der göttlichen Vorsehung keinen Vorwurf machen soll, wie sie ihre Gaben vertheilt."

„Aber sein Neid trieb ihn zum heftigsten Hasse gegen die Fremden. Darum redete er in der Moschee

das Volk also an: „O meine Brüder, ich habe vernommen, daß in unser Stadtviertel zwei Fremdlinge gezogensind, welche tagtäglich ungeheure Summen verschwenden. Wer weiß, ob diese Unbekannten nicht Verbrecher sind, welche auf unrechte Weise zu den Gütern gekommen sind, die sie jetzt verschwenden? Lasset uns daher auf unsrer Hut sein, lieben Brüder, denn wenn der Kalif erfährt, daß in unserm Stadtviertel so verdächtige Menschen wohnen, wird er uns bestrafen, daß wir ihn nicht davon benachrichtigen."

„Das Volk, welches sich leicht überreden läßt, erwiederte: das ist Eure Sache, Iman, zeigt es dem Kalifen an."

„Vergnügt ging der Iman nach Hause und setzte eine Denkschrift auf, die er die nächsten Tage dem Kalifen zu überreichen gedachte."

„Glücklicherweise aber befand sich Mobarek gerade in der Moschee, als der Iman auf so verdächtigende Weise zum Volke sprach. Er wußte sogleich, mit welch' einem Manne er es zu thun hatte. Daher nahm er, wie er nach Hause gekommen, einen Beutel, that fünfhundert Goldstücke hinein, legte ein Päckchen kostbare Seidenwaare dazu, und ging zum Iman."

„Dieser redete ihn mit Heftigkeit an: „Was wollt Ihr bei mir? auf der Stelle verlasst mein Haus." Aber Mobarek ließ sich dadurch nicht einschüchtern. Er sprach im freundlichsten Tone: „Weiser Lehrer, verzeihet mir, wenn ich Euch etwa in Euren heiligen Betrachtungen störe, aber mich sendet mein Gebieter, der König von Balsora, der von Eurer Frömmigkeit und Weisheit viel gehört hat. Ich soll Euch in seinem Namen meine Ehrfurcht beweisen und Euch bitten, diese geringe Gabe von ihm anzunehmen."

„Hierauf legte er den Beutel mit Goldstücken und das Päckchen Seidenzeuge vor den Iman nieder, welcher über diese unerwarteten Geschenke nicht wenig erfreut war."

„Wahrhaftig," sagte er, „ich bin ganz beschämt, denn ich muß gestehen, daß ich eine recht üble Meinung von Euch hatte. Aber ich sehe jetzt, daß ihr ehrenwerthe Männer seid, und daß der König von Balsora ein mächtiger Fürst ist. Darum meldet ihm, daß ich meinen Irrthum ablegen und daß ich morgen meinen Dank persönlich bei ihn abstatten werde. Ich bin begierig, einen so großmüthigen Fürsten kennen zu lernen."

„Der Iman hielt auch Wort und sprach am nächsten Tage zu dem Volke: „Wisset, meine Brüder, daß jeder Mensch seine Feinde hat; denn der Neid richtet sich gegen alle Diejenigen, welche im Besitze großer Güter sind. Solche neidische Leute brachten auch mir eine üble Meinung über die beiden Fremdlinge bei, von welchen ich gestern zu Euch sprach. Aber ich habe mich seitdem nach ihnen erkundigt, weil ich sie nicht gerne unschuldig anklagen wollte. Da erfuhr ich denn, daß der Eine ein Fürst ist, welcher sich durch zahlreiche Tugenden auszeichnet, während der Andere im Besitze eines großen Verstandes und großer Frömmigkeit ist. Hüten wir uns also über diese Beiden Böses zu sprechen.“

„Nachdem der Iman auf diese Weise die üble Meinung beim Volke, die er Tags zuvor verbreitet, wieder getilgt hatte, zog er seine Festkleider an, und begab sich zum Könige von Balsera. Dieser empfing ihn sehr höflich, und nach Austausch gegenseitiger Artigkeiten, erkundigte sich der Iman, welches wohl der Grund sei, welcher den Fürsten nach Bagdad geführt habe?“

„Der König erzählte, daß der Zweck seiner Reise

der sei, eine Jungfrau aufzufinden, die jung, schön und tugendreich und zugleich freiwillig auf die Freuden der Jugend Verzicht zu leisten im Stande sei. Da rief der Iman: „Wahrhaftig, Ihr seid zur glücklichen Stunde eingetroffen, denn wisset, daß ich ein Mädchen kenne, welches diese Eigenschaften besitzt. Ihr Vater war Vezier, fiel aber bei dem Kalifen in Ungnade und verlor alle seine Besitzthümer. Nur ein kleines Häuschen in einer abgelegenen Vorstadt blieb ihm übrig. Hierher begleitete ihn seine Tochter freiwillig, obschon ihr der Kalif einen eigenen Palast, Dienerschaft und Reichthümer versprochen, weil ihr Vater, nicht aber sie, sich gegen den Herrscher vergangen habe. Sie verließ aber ihren Vater im Unglücke nicht. Darüber erzürnte der Kalif, so daß er ihr befahl, das ärmliche Haus ihres Vaters, da sie dasselbe dem schönsten Palaste vorgezogen, nicht mehr zu verlassen. Ein solcher Befehl aber war ihr nur angenehm, einen solchen hatte sie gewünscht, und so lebt die treue, gute und schöne Tochter bereits mehrere Jahre in tiefster Abgeschiedenheit bei ihrem Vater, welchem letztern ich wohl kenne und zu welchen ich Euch führen will, falls Ihr es wünschen solltet.“ Der

König von Balsora versäumte nicht, dieses Anerbieten anzunehmen und besuchte am andern Tage in Begleitung des Imans den in Ungnade lebenden Vezier Hier sah er die schöne Jungfrau und erkannte alsbald in ihr eine solche, wie sie der Geisterkönig gewünscht hatte."

„Leider aber gefiel ihm dieses Mädchen in so hohem Grade, daß er sein, dem Geisterkönige gegebenes Versprechen vergaß und die Jungfrau lieber für sich begehrte. Er entdeckte dem Vezier seinen Stand und hielt um die Hand der schönen Tochter an. Der Vezier gab seine Einwilligung und die Hochzeit ward mit großer Pracht gefeiert. Gleich hierauf wollte der König mit seiner jungen Gemahlin nach Balsora reisen, aber Mobarek trat vor ihn und sprach: „Herr, bedenket, was Ihr zu thun im Begriff stehet. Wisset, daß der Geisterkönig mächtiger ist, als alle Fürsten dieser Erde. Wenn Ihr ihm Euer Versprechen nicht haltet, so wird er Euch in ebenso hohem Grade hassen, als er Euch jetzt in Liebe zugethan ist, und Euer Untergang ist gewiß. Denn sein Zorn ist schrecklich. Bisher habe ich Euch frei handeln lassen nach Eurem Willen; weil ich glaubte, Ihr hättet dem Vezier nur

deshalb um die Hand seiner Tochter gebeten, damit Ihr Letztere unangefochten aus seinem Hause fortführen könntet, um sie dem Geisterkönig zuzuführen. Jetzt aber, da ich sehe, daß Ihr mit der Heirath Ernst macht, muß ich Euch anf das Dringendste Eure Handlungsweise an das Herz legen. Wehe über Euch, wenn Ihr meine Ermahnung in den Wind schlagen solltet.“

„Durch diese und ähnliche Vorstellungen brachte Mobarek den Prinzen wirklich dahin, daß er, statt nach Balsora zu reisen, nach Kairo zurückkehrte, und von dort seinen Weg nach der Insel des Königs der Geister nahm.“

„Als sie hier anlangten, sprach die Braut, welche die Reise in der Sänfte gemacht und den König nicht gesehen hatte, „wo sind wir denn? Werden wir bald das Schloß meines Gemahls, des Königs von Balsora erreichen?“

„Gnädigste Gebieterin,“ antwortete Mobarek, „leider muß ich Euch Etwas verkündigen, das Euch keine Freude machen wird. Der König von Balsora hat Euch nur deswegen geheirathet, um Euch aus dem Hause Eures Vaters zu entführen. Ihr seid nicht

zu seiner Gemahlin bestimmt, sondern ich habe den Auftrag, Euch zum Könige der Geister zu bringen, welchen Seyn Alasnam eidlich gelobt hat, eine Jungfrau zuzuführen, die alle Eure Eigenschaften besitzt. Aber fürchtet Euch deswegen nicht. Der Ort, wo ich Euch hinbringe, übertrifft an Schönheit alle Gegenden auf Erden und Ihr werdet als Königin der Geister ein sehr angenehmes Leben führen."

„Aber die Trostesworte Mobareks verfehlten ihren Zweck gänzlich. Die getäuschte Jungfrau rang die Hände und vergoß Thränen in Strömen. Dabei überhäufte sie Mobarek mit Vorwürfen, daß er zu einem so schändlichen Betrug habe seine Hand bieten können."

„Thränen und Vorwürfe richteten aber nichts aus. Mobarek brachte sie zum Könige der Geister. Dieser betrachtete die Jungfrau mit Aufmerksamkeit. Dann sprach er zu Mobarek: „Melde Deinem Gebieter, daß ich mit ihm zufrieden bin. Er hat seinen Schwur getreulich gehalten. Er möge jetzt heimreisen und sich nach der Halle der Bildsäulen begeben. Da wird er das neunte Standbild antreffen."

Der König von Balsora dankte dem Könige der

Geister und trat die Heimreise an. Aber beständig quälte ihn der vorwurfsvolle Gedanke, wie arglistig er an dem Vezier von Bagdad gehandelt, indem er ihm seine einzige Tochter, den Schatz seines Lebens geraubt habe. Noch weit heftigern Schmerz aber empfand er, wenn er der tugendhaften und schönen Jungfrau selbst gedachte. Denn er liebte sie mit der ganzen Gewalt seines Herzens."

„Die Freudenfeste, welche von seinen Unterthanen ob seiner glücklichen Heimkehr veranstaltet wurden, heiterten ihn durchaus nicht auf. Er dachte fortwährend nur an die schöne Jungfrau und Nichts vermochte ihn zu bewegen, in die Halle der Standbilder hinabzusteigeu. Endlich gelang es seiner Mutter, welche sehr begierig war, das neunte Standbild kennen zu lernen, ihn zu überreden, in die Halle hinabzusteigen. Als der König in Begleitung seiner Mutter den unterirdischen Saal betrat, wo die Standbilder aufgestellt waren, erfolgte ein furchtbarer Donnerschlag, daß die Erde erbebte, rothe Flammen leuchteten, und der Geisterkönig stand vor Alasnam. Er zeigte mit der Hand nach dem neunten Postamente, worauf der König von Balsora mit Entzücken die schöne Jungfrau

erblickte. „Siehe,“ sagte der Beherrscher der Geister, „das ist das neunte und kostbarste Standbild, das ich Dir schenke. Schon Deinem Vater hab' ich versprochen, für Dich eine Lebensgefährtin zu besorgen, weil er fürchtete, Dein jugendlicher Leichtsinn möchte Dich bei der Wahl irre führen. Seid glücklich und lebt wohl!“ Mit diesen Worten verschwand der Geisterkönig, worauf wieder ein Donner die Erde erbeben machte.“

„In ganz Balsora war aber Niemand glücklicher als der König. Er eilte auf das neunte Standbild zu, das er liebend in seine Arme schloß und seiner Mutter als Gemahlin vorstellte. Das ganze Königreich stimmte in den Jubel seines Beherrschers ein. Aller Orten wurden große Feste angestellt. Alasnam ließ seine gute und schöne Gemahlin zur Königin ausrufen. Aber sie ward nicht blos Königin, sondern auch Mutter ihres Volkes. Kein Trostbedürftiger ging ungetröstet von ihr, kein Hilfsbedürftiger ohne Hülfe. So lebte das hohe Paar sich und ihrem Volke zum Glück lange, lange Jahre bis in ihr spätestes Alter.“

Hiermit schloß Gedekli ihr Märchen, und fügte

hinzu: „Aus dieser Geschichte kann man sehen, wie schon in alten Zeiten schöne und tugendhafte Frauen über Alles gestellt wurden. Die neunte Bildsäule war mehr werth und brachte mehr Segen, als die andern acht Standbilder zusammengenommen. Ich wünschte, ich würde von so einem Herrn Geisterkönig auch einmal auf so ein Postament gestellt."

Estrella lachte laut auf. „Würdest Du aber auch," frug sie, „wie jene Veziers Tochter freiwillig auf alle Annehmlichkeiten der Jugend verzichten; würdest Du den vom Kalifen angebotenen Palast, das prachtvollste Leben verschmäht, und lieber die Armuth Deines in Ungnade gefallenen Vaters getheilt haben?"

„Je nun," erwiederte die Odaliske, „wenn ich wüßte, daß über kurz oder lang ein König von Balsora erscheinen würde."

„Das wußte eben die Vezierstochter nicht," sprach die Kadine, „und darin liegt ihr Verdienst."

Nach einer Pause frug sie: „Sagt denn Dein Märchen nicht, ob Seyn Alasnam sehr schön war?"

„Unbestritten war er das," gab Gedekli zur Antwort, „er war ja ein Prinz, und alle Prinzen sind wunderschön."

Der Stern der Nacht dachte bei diesen Worten an Prinz Achmet, und ein Seufzer entwand sich seiner Brust. Um seinen Gedanken und Entwürfen umso ungestörter nachhängen zu können, entsandte sie die Dienerin, damit sie frischen Sorbet besorge, da der Vorrath fast ganz aufgezehrt war.

Sechstes Kapitel.

Der Lohn des Verräthers.

Es war eine finstere, unheimliche Nacht, als der ehemalige Kanzleibote Silbermann, an der Seite des Italieners Pedrelli, die einsamen Straßen der Hauptstadt dahin schritt.

„Ich wette tausend Gulden gegen einen Kreuzer," sprach der Erstere, nachdem sie eine geraume Zeit schweigend nebeneinander hingegangen waren, „daß es der Schuft Elias gewesen, welcher mich meuchlerisch überfiel und des werthvollen Portefeuille beraubte. O, ich habe eine Wuth gegen diesen Hund, daß ich ihn mit eigenen Händen erdrosseln könnte."

„Was das Erdrosseln anlangt," antwortete Pedrelli, „so will ich Euch in diesem löblichen Unternehmen

ganz und gar nicht stören. Nur ist es vorher wünschenswerth, zu wissen, ob die Papiere wirklich in die Hände des schurkischen Juden zurückgegangen sind oder nicht."

„Ich würge," sprach Silbermann, „die Bestie so lange, bis sie gesteht, und das gestohlene Portefeuille herausgibt."

„Euer Eifer ist anerkennungswerth," lobte Pedrelli, „laßt Euch aber nicht zu zeitig von ihm hinreißen. Im Gegentheil, wir müssen anfänglich auf dem Wege der Güte und Unterhandlung suchen, unser Ziel zu erreichen, und dabei so vorsichtig und rücksichtsvoll wie möglich zu Werke gehen. Erst wenn wir auf diese Weise nichts ausrichten, mag die Gewalt entscheiden, und Ihr könnet Euren so gerechtfertigten Zorn an dem Ebräer auslassen."

„Es wird mir schwer werden, mit dem Halunken friedlich zu unterhandeln. Ich koche vor Wuth, wenn ich des hinterrückischen Ueberfalles gedenke."

„Vor Allem die Papiere," sprach der Italiener, „dann mögt Ihr mit ihm machen, was Ihr wollt."

„Keinen Knochen soll der Kerl ganz behalten,"

schwur Silbermann. „O, wenn ich einmal wild werde, bin ich ein unbändig Thier.“

Pedrelli mußte bei diesen Zornesausbrüchen des deutschen Verräthers innerlich lachen. Er hatte Silbermann bereits für fünfhundert Piaster an den Sclavenhändler Elias verkauft, unter der Bedingung, daß er das Opfer selbst in's Haus liefere, damit ihn Elias zuvor untersuche, ob seine Leibesconstitution für die beschwerlichen Arbeiten eines Sclaven an der Küste von Syrien auch die erforderlichen Garantien böte. — War das nicht der Fall, so hatte sich der Jude, der den Oesterreicher schon oberflächlich kannte, nur zu vierhundert Piaster verstanden.

„Wie gesagt,“ fuhr Silbermann in seinen Rachegedanken fort, „einen Knochen nach dem andern zerbreche ich dem Kerl.“

„Wart's nur ab,“ dachte Pedrelli, und die Beiden näherten sich immermehr jener einsam und unheimlich gelegenen Vorstadt, an deren äußersten Ende die von dicken Mauern geschützte Burg des Juden im schweigenden Schatten der Nacht ruhte. Von Zeit zu Zeit tönte schauerlich das Geheul der herrenlosen Hunde, die von Hunger getrieben die öden Straßen auf und

ab irrten. In den Kronen der uralten Wallnußbäume, an denen man häufig vorüberkam, rauschte gespenstisch der Nachtwind. Endlich erreichte Pedrelli und sein Racheschnaubender Begleiter die kleine Thür, welche nach der Wohnung des Sclavenhändlers führte. Dieser Eingang war so eng und niedrig, daß er nicht ohne Mühe die Gestalt eines ausgewachsenen Mannes hindurchließ. Von Fenstern, die nach der Straße herausgingen, war keine Spur vorhanden, nur in einiger Entfernung von der Thür befand sich ein Schallloch und unfern des Daches ein zweites und drittes.

Erst nach wiederholtem Pochen von Seiten Pedrelli's, that sich das Thürchen auf, welches das Schallloch unfern des Eingangs verschloß, und eine Stimme frug in gedämpftem Tone, wer in so später Nacht Einlaß begehre?

Der Italiener, in der Burg des Juden nicht unbekannt, gab sich zu erkennen, worauf man bald hörte, wie von Innen die gewaltigen Riegel zurückgeschoben wurden, die den Eingang festungähnlich verwahrten.

Flüche murmelnd folgte Silbermann durch lange,

finstere, feuchte Gänge dem voranschreitenden Pedrelli. Man stieg Treppen auf Treppen ab, ehe man das Gemach erreichte, welches Elias in der Regel bewohnte, und das dem Leser schon von früher her bekannt ist. Der junge Mirza war auch dießmal der einzige Gesellschafter des Juden.

So wie Silbermann den Sclavenhändler erschaut, ballte er unwillkürlich die Hände und er würde sich ohne großes Bedenken auf die schmächtige Gestalt losgestürzt haben, wenn ihn nicht Pedrelli unterwegs wiederholt beschworen hätte, im Anfange so schonend wie immer möglich mit Elias zu verfahren.

Mit gewohnter widerlicher Freundlichkeit und unterwürfiger Höflichkeit kam der Sclavenhändler seinen nächtlichen Gästen entgegen. Er lud sie ein, auf dem großen weichschwellenden Sopha Platz zu nehmen, während er bescheiden in einiger Entfernung sich auf einem niedrigen Kissen mit unterschlagenen Beinen niederließ. Mirza mußte einige Wachskerzen anzünden, so daß das geräumige Gemach ziemlich erhellt wurde. Hierauf wurden den Ankömmlingen die üblichen Pfeifen gereicht, eine Sitte, die auch bei den jüdischen Familien im Oriente beobachtet wird.

Nachdem man Platz genommen, eröffnete Pedrelli mit Elias das Gespräch, aber in italienischer Sprache, weil er wußte, daß hier Silbermann kein Wort verstand.

„Ihr werdet es nicht übel deuten," sprach er, „daß ich Euch so spät in der Nacht alarmire, aber der Kerl — auf Silbermann deutend — ist am Tage nicht zu transportiren, da er sich als Ueberläufer bei Sonnenlichte nicht blicken lassen darf. Ich hoffe, daß Ihr an seiner Leibesbeschaffenheit nichts auszusetzen haben werdet. Bereits eine geraume Zeit im Morgenlande lebend, ist er an das Klima gewöhnt und was die Arbeitskraft anbetrifft, so glaube ich nicht, daß er einem äthiopischen Sclaven Etwas nachgibt. Der deutsche Stamm eignet sich hauptsächlich zur Handarbeit, ist fleißig und weiß alle Sachen mit Geschick anzufassen. Also schlagt ein, Elias, fünfhundert Piaster, ein wahres Lumpengeld. Bedenkt, wie bequem ich es Euch gemacht. Der Kerl ist bereits in Eurer Gewalt. Keine Reclamation von irgend Jemand habt Ihr zu befürchten. Trautmannsdorf hält ihn für todt. Kein Hahn kräht um den Handel."

Elias, nachdem er die Figur Silbermanns wiederholt aus der Ferne betrachtet, war viel zu sehr Kaufmann, um sogleich einzuschlagen.

„Fünfhundert Piaster, ein schönes Geld," sprach er, „das man nicht so leichtsinnig zahlt. Wär' der erste Deutsche nicht, mit dem ich übel gefahren. Ein Rheinländer ging mir drauf nach zwei Monaten, ein Schwabe noch früher. Bevor ich Fünfhundert zahle, ist unerläßliche Bedingung, daß mir gestattet ist, Brust und Schlüsselbein zuvor ein Wenig zu untersuchen."

„Da ich von dieser Untersuchung nichts zu fürchten habe, kann ich sie gern gestatten."

Elias war aufgestanden und hatte sich den rechten Kaftanärmel aufgestreift, um für die medizinische Untersuchung Silbermanns eine freiere Hand zu bekommen.

Bevor er jedoch an's Werk schritt, frug er: „Der Giaur hat doch keine Ahnung, daß er verkauft werden soll?"

„Da würde er wohl kaum mit hergekommen sein," lachte Pedrelli, „ich glaube also nicht, daß er sich

geduldig wird von Euch untersuchen lassen. Habt Ihr nicht Leute bei der Hand?"

Elias antwortete mit großer Ruhe: „Das wäre der Erste nicht, den ich zur Ruhe gebracht. Versuchen wir's vorerst im Guten."

Dem ehemaligen Kanzleiboten hatte es schon nicht wenig verdrossen, daß ihn Elias, als er noch auf seinem Kissen saß, von Zeit zu Zeit speciell mit seinen stechenden Augen gemustert hatte.

„Was hat Er mich anzustieren?" frug er wiederholt ingrimmig. „Weiß Er nicht, wie ich aussehe? Glotz' Er den Teufel an und mich nicht." Mit diesen Worten schnitt er jedesmal dem Juden ein grimmiges Gesicht.

Da sich Elias dadurch nicht stören ließ, von Zeit zu Zeit die Figur Silbermanns der prüfenden Betrachtung zu unterwerfen, ward letzterer immer erboster.

„Wenn Er sich noch einmal untersteht, mich wie ein Stück Mastvieh anzusehen," rief er, „werd' ich aufstehen und Seinen Spitzbubenrüssel ein paarmal um sich selbst drehen, daß es Ihm vergehen soll, mich beständig zum Gegenstand Seiner Basiliskenblicke zu machen."

Nachdem aber Elias gar aufgestanden war, sich die Aermel aufgestreift hatte und sich dem Kanzleiboten leise näherte, sprang dieser wie rasend empor. Er dachte nicht anders, als Elias wolle eine Höflichkeitsceremonie mit ihm vornehmen, oder wohl gar wegen des nächtlichen Ueberfalls Verzeihung von ihm erbitten.

„Komm mir nicht zu nahe, räudiger Hund,“ schrie er, und zwar so laut, daß der Italiener, welchem die vorhergegangene Scene vielen Spaß gemacht hatte, etwas besorgt wurde. Er sprach daher vermittelnd: „Elias doctort zuweilen gern. Er hat sich einmal in den Kopf gesetzt, Eure Brust tauge nichts. Er wünscht daher, sie untersuchen und nöthigen Falls die passenden Heilmittel anzuempfehlen. Also weigert Euch nicht, Silbermann, laßt dem Manne das Vergnügen.“ Auf böhmisch setzte er hinzu: „Wir müssen Alles thun, um den alten Hallunken beim Guten zu erhalten.“

„Nimmermehr,“ schrie Silbermann, wo möglich noch lauter, „ich bin ein guter katholischer Christ und lasse mich von keinem Juden angreifen.“ Zugleich erhob er drohend beide Arme gegen Elias.

„Nur ein Kleinwenig visitiren,“ bat der Jude mit grinsender Freundlichkeit.

„Nichts da,“ fuhr Silbermann protestirend und mit den Armen abwehrende Bewegung machend, fort, „kein Jude darf an meinen Leib. Uebrigens ist meine Brust kerngesund, sie nimmt es mit der stärksten auf.“

„Ich sollte meinen,“ sprach Pedrelli wieder italienisch, „diese Versicherung sollte Euch genügen, daß der Mann gesund ist und für Euern Zweck vollkommen taugt.“

„Besser ist besser, ich untersuche selber,“ erwiederte Elias, „was die Hand fühlt, glaubt das Herz.“ Er wandte sich wieder zu Silbermann, der noch immer seine halb abwehrende, halb drohende Stellung behauptete. „Euere so eben ausgesprochene Betheurung,“ sprach er, „daß Eure Brust vollkommen gesund sei, ist gar kein Beweis. Da sind mir oft in meiner Praxis Leute vorgekommen, die ganz dasselbe behaupteten; und wo, wenn ich sie untersuchte, gerade das Gegentheil stattfand. Wie Mancher hat diesen leichtsinnigen Glauben mit seinem Leben bezahlt, während er, so er meinen Rath befolgt und die vorgeschriebenen Heilmittel angewandt, ein hohes Lebensalter er-

reicht haben würde. Ihr scheint mir ganz dieser leichtsinnigen Classe anzugehören."

„Halt Dein Maul, Jude," antwortete Silbermann grob. Nichtsdestoweniger waren über die Rede des Sclavenhändlers einige Zweifel über die Festigkeit seiner Brust in ihm aufgestiegen. Seit des nächtlichen Ueberfalls und während er in Folge desselben Wochen lang darnieder gelegen, hatte er von Zeit zu Zeit Stiche in der linken Seite der Brust empfunden. Gleichwohl beharrte er bei seinem Vorsatze, daß ihm Elias nicht zu nahe kommen sollte.

„Wohlan," sprach der Sclavenhändler, „ich will Euch zu Eurem eignen Besten nicht weiter überreden. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ob Eure Brust gut und dauerhaft ist, könnt Ihr auch auf weit einfacherm Wege erfahren. Riecht in dies Fläschchen. Wird Euer Athem dadurch nicht im Geringsten beengt, so ist Eure Brust allerdings über allen Tadel erhaben." Elias hatte bei diesen Worten eine kleine Flasche unter seinem Kaftan hervorgezogen. „Es ist dies," setzte er hinzu, „das einfachste Mittel, die Gesundheit und Stärke jeder Brust zu prüfen."

Silbermann, dem hinsichtlich seiner Brust, indem

er der unterschiedlichen Stiche gedachte, wirklich einige Bedenken aufstiegen, hätte über den Zustand dieses für das Leben so wichtigen Organs gern einigen Aufschluß erhalten: aber die angeborne Aversion gegen den Juden war doch so groß, daß er selbst von dem Riechfläschchen, weil es Elias in der Hand hielt, nichts wissen mochte.

Der schlaue Pedrelli hatte nur zu bald die Gedanken des Kanzleiboten errathen. Er nahm rasch dem Juden die Phiole, die weiter nichts als den stärksten Salmiakgeist enthielt, aus der Hand und trat auf seinen Begleiter mit den Worten zu: „Von mir nehmt Ihr diesen Liebesdienst gewiß an;" worauf er ihm die Phiole unter die Nase hielt. Von dem eingesogenen Salmiakgeiste sofort betäubt, fiel Silbermann, so lang er maß, zu Boden.

Wie ein Geier auf seine Beute, stürzte jetzt Elias auf den Bewußtlosen. Mit bewundernswerther Geschicklichkeit stellte er die ihm wünschenswerthen Untersuchungen über die Leibesbeschaffenheit des zu erkaufenden Sclaven an.

Nachdem er Brust, Hals, Kopf sorgfältig und kunstgemäß visitirt, hob er den Betäubten auf das

Sopha; zu Pedrelli gewendet aber sprach er: „Ihr sollt die fünfhundert Piaster haben, der Mann ist gut.“

„Ich werde Euch doch nichts Schlechtes liefern,“ scherzte der Italiener, „doch jetzt ein Wort im Vertrauen: Ich bin doch sicher, daß der Kerl nicht entspringt? Meine Person, sowie die des Herrn von Chantilly könnten sonst auf das Abscheulichste compromittirt werden.“

Der Sclavenhändler lächelte: „Und wenn Ihr mir Hundert dergleichen Exemplare geliefert hättet, es bekommt keins wieder europäischen Boden zu betreten. Noch nie hat Elias Jemanden in Verlegenheit gebracht. Silbermann geht bereits übermorgen Nacht nach Syrien unter Segel, und bis dahin sind meine Keller tief genug, daß die Welt Nichts mehr von ihm erfährt.“

„Wäre es aber nicht heilsam,“ rieth Pedrelli, „wenn Ihr den dermaligen bewußtlosen und wehrlosen Zustand des Mannes benutztet und ihn sofort in Sicherheit brächtet?“

„Es ist für Alles gesorgt,“ erwiederte der in solchen Dingen wohlerfahrene Sclavenhändler. „Nadock,

mein Sclavenwärter, hat bereits seine Befehle. Uebrigens wird der Sclave in den nächsten Secunden wieder zum Bewußtsein kommen."

Wirklich geschah auch, wie Elias vorher gesagt. Silbermann schlug die Augen auf und begann sich zu orientiren. Das Bewußtsein war zurückgekehrt. Er befühlte sich den ganzen Körper und da er Alles in der Ordnung fand und sich des vorigen Gesprächs wieder genau erinnerte, sagte er: „Das roch verteufelt stark."

„Das will ich meinen," erwiederte Pedrelli; „aber es stärkt die Nerven."

„Wie steht's denn aber mit meiner Brust?" erkundigte sich Silbermann.

„Sie ist vortrefflich," versicherte Elias.

„Das ist mir lieb," sprach der Aetherisirte, „aber die Probe war keineswegs vortrefflich. Ich muß wie ein Nußsack hingefallen sein."

Pedrelli, nachdem man über den Verkauf Silbermanns Handelseinig geworden, ging nun zu einem zweiten Geschäfte über, die Auslieferung des Portefeuille betreffend. Er bediente sich dießmal der deutschen Sprache und stellte seine Anträge an Elias.

Dieser stellte sich ob der Anrede des Italieners sehr verwundert. Nach einer Pause frug er: „Glaubt Ihr denn, ich habe solche Portefeuille Dutzendweise zu verhandeln? Diese Dinger sind rar. Das Einzige, das ich besaß, hat ja dieser Mann hier" — er zeigte auf Silbermann, „persönlich von mir in Empfang genommen."

„Aber Du Spitzbube hast mir es wieder geraubt," platzte der Kanzleibote zornig heraus. „Ich war keine zehn Minuten gegangen, fielst Du Hund mir in den Rücken, und nahmst mir das Portefeuille, das ich erst für eine so hohe Summe eingehandelt hatte."

„Die Summe war sehr hoch," bemerkte giftig Elias.

„Kein Mensch weiter als Du hat das Portefeuille gestohlen," fuhr Silbermann ingrimmig fort, „denn außer Dir und dem Herrn von Chantilly wußte keine Seele in ganz Constantinopel um die Sache. Und daß es lediglich auf das Portefeuille abgesehen war, geht einfach daraus hervor, daß die Räuber sich weder an meiner goldenen Uhr, noch an meiner Börse vergriffen haben."

Elias, welchem der Raubanfall selbst sehr wunderbar vorkam, behauptete fortwährend seine Unschuld.

„Wie sich der Satan verstellen kann," sprach Silbermann, „jetzt wär's eigentlich an der Zeit, Herr Ritter, daß wir mit dem Hallunken kurzen Prozeß machten und ihm ein Messer an die Kehle setzten. Da würde das Portefeuille bald zum Vorschein kommen."

Pedrelli verwies dem Gewaltsüchtigen seine Rede. „Hoffentlich," sprach er in versöhnendem Tone, „kommen wir auf weit friedlicherem Wege zu unserm Zwecke. Elias," fuhr er nach einer Pause fort, „Herr von Chantilly muß das Portefeuille haben. Ihr habt Euch wieder in den Besitz desselben gesetzt, unstreitig weil Ihr die Silbermann'sche Zahlung nicht ganz in der Ordnung fandet. Deshalb also keinen Vorwurf. Ihr habt es jetzt mit mir zu thun, einem Manne von Ehre, also ohne weitere Umschweife, nennt die Summe, die ihr für die Herausgabe der Documente verlangt, ich bürge mit meiner Ehre dafür, daß wir sie zahlen. Auch verlangen wir nicht eher die Herausgabe, bevor nicht die Summe in vollwichtigen Ducaten in diesem Zimmer ausgezahlt worden ist."

Elias begann von Neuem seine Betheuerungen, daß er an der Beraubung Silbermanns so unschuldig wie Sonne, Mond und Sterne; aber Pedrelli hielt die Schwüre des Juden für Verstellung und drang fortwährend in ihn, die Summe namhaft zu machen, die er für die Herausgabe der Papiere verlange.

Silbermann in seiner rohen Manier, rief zu wiederholten Malen: „Gestehe, Kerl, oder ich schlage Dir höchst eigenhändig Deinen Spitzbubenschädel ein." Pedrelli hatte ordentlich seine Noth, den Ungeberdigen zurückzuhalten, daß er den verstockten Juden, der Nichts gestehen wollte, nicht ernstlich zu Leibe ging. Da er sah, daß Silbermann durch seine Brutalität die Unterhandlungen mit Elias nur erschwerte, so frug er letztern auf italienisch: ob er den rohen Menschen, der jetzt sein Eigenthum sei, nicht wolle zur Ruhe bringen lassen.

„Ich fürchte der Art Leute nicht," antwortete Elias; „auch ist Nadock noch im Keller beschäftigt."

Der Italiener, nachdem es ihm bei aller Ueberredungskunst nicht gelingen wollte, den Juden zu Nennung eines Kaufpreises zu vermögen, begann endlich selbst Gebote zu thun. Er begann mit fünfhundert

Ducaten und bot mehr und mehr. Als auch bei dem Gebote von tausend Ducaten Elias Nichts von einem Portefeuille wissen wollte, lief bei Silbermann, der fest überzeugt war, daß Niemand anders als der Jude das Portefeuille geraubt, die Galle wieder über. Er tobte wie ein Besessener, so daß dieß Benehmen selbst dem Sclavenhändler, den Nichts so leicht aus seiner Ruhe zu bringen vermochte, zu arg wurde.

„Ich bitte mir Ruhe aus," sprach er in einem Tone des Gebieters, wie man sonst gar nicht an ihm gewohnt war. „Ich verbitte mir solch unanständiges Betragen."

Dem übermüthigen Kanzleiboten, der durch diese Worte des Ebräers die ganze Christenheit beschimpft hielt, schnürte die Wuth fast die Kehle zu. Mit den Worten: „Dich verdammte Judenseele soll gleich der Satan", — stürzte er auf Elias zu.

„Verletzt Euch nicht," sprach dieser wieder mit der gewohnten Ruhe, indem er dem Angreifenden ein funkelndes Stilet entgegen hielt.

Silbermann prallte beim Anblicke des scharfen Stahls zurück. „Dich, Hallunke, krieg' ich schon," sprach er, aus der Entfernung drohend.

Dem Italiener war das beständige feindliche Interveniren von Seiten Silbermanns äußerst unangenehm. Er wies ihn mit den ernstesten Worten zur Ruhe. „Euer unsinniges Betragen ist allein Schuld, wenn Elias nicht auf mein Anerbieten eingeht," rief er ihm böhmisch zu; „kein gesitteter Mensch beträgt sich so. Wenn Ihr so fortfahrt, den Juden zu beleidigen, wird im Leben nichts aus unserm Handel; die Papiere gerathen in österreichsche Hände und unserer Partei entgeht die schärfste Waffe."

„Ich kann aber diese Spitzbubenphysiognomie einmal nicht ersehen," erwiderte Silbermann, „der bloße Anblick treibt mir die Galle in's Blut."

Pedrelli setzte jetzt sein Kaufgebot wegen der diplomatischen Actenstücke fort. Er verstieg sich endlich auf den bedeutenden Preis von dreitausend Ducaten.

„Und wenn Ihr dreißigtausend bietet," beharrte Elias in seiner Weigerung, „ich bin nicht im Besitze des Portefeuille."

„Wohlan," sprach endlich ärgerlich Pedrelli, „ich sehe schon, ich bin heute zur unrechten Stunde gekommen. Das alberne Benehmen Silbermann's hat Euch die Laune verdorben. Ich gebe indeß das Ge-

schäft noch nicht auf, und behalte mir ein Weiteres vor, bis ich mit Chantilly Rücksprache genommen. Die bewußten fünfhundert Piaster betrachtet einstweilen als Abschlagszahlung."

„Darf nicht, darf nicht," sprach Elias achselzuckend, „darf nicht aus dem einfachen, wahrhaften Grunde, den ich Euch wiederholt ausgesprochen."

„Ich nehme das Geld nicht an," entschied Pedrelli, „hoffentlich besinnt Ihr Euch in den nächsten Tagen eines Bessern. Bis dahin aber gehabt Euch wohl; ich will jetzt auf den Rückweg bedacht sein." Er warf bei diesen Worten einen bedeutsamen Blick auf den Sclavenhändler. Dieser verstand den Blick. „Dürft' ich Euch wohl," sprach er, „bevor Ihr von hinnen geht, noch um zwei Worte unter vier Augen im anstoßenden Cabinet bitten? Es betrifft die schöne Sclavin aus Damaskus, die Ihr so in's Herz geschlossen."

„Recht gern," sprach Pedrelli bereitwillig, der nur zu wohl die Absichten des Juden durchschaute. Die Beiden begaben sich durch eine Tapetenthür in ein Nebengemach.

„Bleibt mit dem Kerl nicht zu lange allein,"

rief Silbermann dem Italiener nach, „er hat gewiß nur eine Spitzbüberei mit Euch vor." Der Kanzleibote hatte wieder ganz gemächlich im Sopha Platz genommen und ließ sich den gewürzigen Thee, von welchem ihm Mirza die Schale wieder voll gegossen, auf seinen Aerger und seine Agitation vortrefflich munden. Es störte ihn diesmal nicht, daß der duftende Trank in einer ungläubigen Judenküche war zubereitet worden.

Nachdem Elias mit Pedrelli das Gemach, wo sich Silbermann auf dem Sopha gütlich that, verlassen hatte, schob er einen Riegel an der Tapetenthüre vor und geleitete, indem er selbst mit einem Armleuchter vorher leuchtete, den Italiener wieder durch lange unheimliche Gänge nach dem Ausgangspförtchen. Unterwegs plagte den Pedrelli beständig die Sorge, daß Silbermann ungerufen nachkommen möchte und er sprach sich deshalb gegen Elias aus.

„Seid unbesorgt," erwiederte der Jude, „dieser Giaur ist wohl aufgehoben."

„Aber er wird sich ohne Kampf nicht ergeben," bemerkte der Andere, „und ist von starker Leibesconstitution."

Elias lächelte beruhigend. „Radock,“ sprach er, „weiß mit dergleichen widerspenstigen Burschen umzugehen, er wird seine Sache machen.“

Die Beiden waren jetzt an der äußersten Ausgangspforte angelangt. Hier stand ein Schwarzer mit einer Leuchte, welcher eben bemüht war, die ungeheuren eisernen Riegel zurückzuschieben.

„Murad,“ sprach Elias, „Du wirst diesen Herrn nach Hause begleiten. Die Nacht ist wild und finster.“ Pedrelli nahm diese Aufmerksamkeit mit großem Danke an, zumal Murad im Besitz einer Laterne war.

Ehe man sich trennte, sprach der Italiener, „in Kurzem seht Ihr mich wieder, hoffentlich, daß Ihr Euch alsdann geneigter zeigt.“

„Ihr werdet mich nicht anders finden,“ erwiederte der Jude. „Ihr verlangt Unmögliches; das übersteigt meine Kräfte. Euer Besuch wird mir trotzdem stets angenehm sein. Auch hoffe ich, so Ihr Euren werthen Besuch nicht zu lange hinausschiebt, mit etwas ganz Apartem aufwarten zu können. Ich weiß, Ihr seid Amateur.“

„Neue Sclavinnen?“ frug Pedrelli schnell.

„Binnen acht Tagen treffen sechs beerlesensten Cirkassierinnen bei mir ein. So Ihr mir die Ehre Eures Besuchs schenken wollt, soll mir es sehr angenehm sein. Die Mädchen sind für hohe Häuser bestimmt und wie gesagt, exquisite Exemplare."

„Ich komme, ich komme," verhieß eifrig Pedrelli, dessen absonderliche Liebhaberei es war, sich auf Sclavenmärkten umherzutreiben, und sich an den nicht selten vorkommenden Blumenhaften Gesichtern und reizenden Formen zu erfreuen. Bei seiner Bekanntschaft mit den bedeutendsten Sclavenhändlern ward ihm nicht selten Gelegenheit, sich diese plastische Augenweide zu verschaffen.

Pedrelli, nachdem er die unheimliche Pforte der düstern Judenburg überschritten, und wieder im Freien sich befand, that ordentlich einen Luftsprung. Es schüttelte ihn unwillkürlich, wenn er des zurückgelassenen Kanzleiboten gedachte. Mit seinem Gewissen kam er über solche Angelegenheiten bald in's Reine.

„Der Kerl hat kein besseres Schicksal verdient," sprach er. „Er hat den Oesterreicher verrathen und

würde uns mit der Zeit ebenfalls verrathen haben, so sich irgend die Gelegenheit dazu geboten hätte. Mit solchen Subjecten ist das Beste, wenn sie unschädlich gemacht werden. Vielleicht wird er in Syrien ein rechtschaffener Mann. Die Noth hat bei Manchem Wunderdinge gethan."

„Aber das Benehmen des Juden, hinsichtlich des Portefeuille," fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräche fort, während Murad mit der Laterne voranleuchtete, „ist mir ein Räthsel. Sagte er nicht, und wenn wir dreißigtausend Ducaten böten, er könne das Portefeuille nicht ausliefern, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er nicht im Besitze desselben? Sollte mir Trautmannsdorf wirklich zuvorgekommen sein? Und weiß denn überhaupt der Oesterreicher, daß die abhanden gekommenen Actenstücke sich in den Händen des Juden befinden? Zwar Elias könnte sie ihm ja selbst zum Verkauf angeboten haben, vielleicht um jedweden Verdacht zu vermeiden, durch die dritte Hand. Der Jude ist verschmitzt wie Keiner. Verteufelte Geschichten!"

Wieder nach einer Pause sprach er zu sich: „Am Ende ist Elias doch kopfscheu geworden wegen der

falschen Wechsel. Es war auch eine Dnmmheit, einen Juden, wie diesen, mit falschen Wechseln abspeisen zu wollen. Chantilly hätte nicht darauf eingehen sollen. Es war nicht einmal nobel für einen Cavalier. Ich finde es nur in der Ordnung, daß Elias, welcher wahrscheinlich sofort den Betrug entdeckte, dem Kanzleiboten so schnellfüßig wie möglich nacheilte, den Betrüger zu Boden warf, und sich wieder in den Besitz der Papiere setzte."

Die nächtliche Wanderung durch die öden Straßen der Hauptstadt ging immer weiter. Der Sturm ward immer wilder und drohte wiederholt, die Leuchte des voranschreitenden Murad zu verlöschen. Naßkalter Regen schlug den nächtlichen Wandrern in's Gesicht.

„Eine abscheuliche Nacht," sprach Pedrelli, „aber ich will doch lieber hier durch Sturm und Finsterniß wallfahrten, als mich in Silbermanns Lage befinden. Er wird wohl jetzt wissen, woran er ist. Der Nadock wird wohl über ihn gekommen sein."

Pedrelli benutzte die übrige Zeit der nächtlichen Wanderung, über Elias, dessen Haus und seine übrigen Verbindungen bei Murad Erkundigungen einzuziehen. Geschah es aber aus wirklicher Unwissenheit,

oder aus Schlauheit, genug, der Diener antwortete fast auf alle Fragen mit den stereotypen Worten: „Das weiß ich nicht;" oder: „Mir unbekannt;" oder: „Darüber kann ich keine Auskunft geben."

Endlich erreichte man nach einem ziemlich ermüdenden Nachtmarsche Pera und die Wohnung Pedrelli's, wo Murad mit einem ansehnlichen Trinkgelde von Seiten des Italieners entlassen wurde.

Kehren wir mit ihm nach der Judenburg zurück.

Silbermann, nachdem Elias mit Pedrelli das Gemach verlassen hatten, dehnte sich noch eine geraume Zeit behaglich auf dem weichgepolsterten Sopha, von Zeit zu Zeit den goldnen Chinatrank schlürfend, und die blauen Wolken des feinen Knasters in die Lüfte blasend.

Als Pedrelli dem Zurückgebliebenen zu lange ausblieb, sprach dieser: „Gewiß wieder ein Jungfrauenschacher. Der Italiener ist wie der Teufel auf's Weibsvolk. Ein wahrer Sultan."

„Ich weiß nicht," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „das wäre nun meine Passion nicht. Da ist mir eine gutbesetzte Tafel, ein Spielchen bei weitem lieber. Jeder Mensch hat seine Passionen."

„Wo aber nur der elende Italiener bleibt," sprach er wieder nach einer Pause. „Auch muß der Mensch verdammt leise sprechen. Und wenn ich noch so gespannt aufpasse, ich höre Nichts. Das mögen schöne Geschichten sein, die der Jude mit ihm verhandelt." Bei Erinnerung an Elias ward sein Zorn wieder wach. „Wenn ich nur diesem Halunken Etwas am Zeuge flicken könnte. Er allein ist an meinem Mißgeschicke schuld. Beraubte er mich nicht des Portefeuille's, wär' ich längst ein gemachter Mann. Oesterreich wäre besiegt und Frankreich schwämme oben auf, der Mißhandlungen nicht zu gedenken, die mich drei Wochen auf das Siechbett warfen. Wenn ich daran gedenke, möcht' ich diesem Elias gleich ein Messer durch den dürren Ranzen rennen. Eine so schöne Gelegenheit mir was zu verdienen, und auch in der Gunst bei Chantilly den höchsten Punkt zu erreichen, kommt sobald nicht wieder. Wer weiß, ob mich der Gesandte nicht bereits jetzt schon als überflüssiges Meublement betrachtet. Sein Benehmen hat bereits etwas Abstoßendes, da er früher die Liebe selbst war. Verdammtes Judengesicht, mich auf so niederträchtige Art um meine Carrière zu bringen."

Wieder nach einer Pause faßte der einsame Theetrinker sehr löbliche Grundsätze. „Ich will auch von nun an," sprach er, „ein total schlechter Kerl werden. Ich sehe schon, auf dem geraden Wege ist nichts zu machen. Wenn ich sehe, daß bei dem Franzosen nichts zu machen, geh' ich zu dem Russen, der ist auch kein Knicker. Bei einer Nation muß mir's doch glücken."

Abermals nach einer Pause fuhr er fort: „Treue und Gewissen! Was das für einfältige Begriffe sind. Nur der Einfaltspinsel läßt sich damit verblüffen, der kluge Mann nicht. Ich sehe nicht, daß hier ein ehrlicher Kerl es zu Etwas gebracht hätte. Der Teufel hole die Ehrlichkeit, vivat die Pfiffigkeit! O und ich bin nicht auf den Kopf gefallen, ich glaube, trotz des Malheurs mit dem schurkischen Juden, ich mache noch meine Carrière; eine innere Stimme sagt mir's." Von dieser Stimme und einer glänzenden Zukunft ordentlich begeistert, sprang er auf und sich klug auf die Stirne klopfend, rief er: „Silbermann, es ist noch nicht alle Tage Abend; Silbermann, Du führst Deinen Namen nicht umsonst, Du wirst noch ein gemachter Mann. Die innere Stimme sagt mir's. Aber von jetzt an keine tugendhaften Scrupel mehr, die

nur das Leben verbittern, den Menschen schwächen und von entschiedenen Thaten zurückhalten."

Mit diesem edeln Vorsatze hatte Silbermann wieder im Sopha Platz genommen und die halb erloschene Pfeife in Brand gesteckt.

Wenn aber je die innere Stimme ihren Inhaber hinter das Licht geführt hat, so war es bei Silbermann der Fall. Denn kaum hatte er mit seinen edeln Vorsätzen auf dem weichen] Polster Platz genommen, als eine Seitenthür knisterte und Nadock's, des Sclavenwärters dicker Kopf sichtbar wurde.

Nadock hatte unmittelbar vorher mit dem Elias noch ein kleines Zwiegespräch gehabt.

„Willst Du nicht den Sperber mitnehmen?" hatte Elias gefragt, „der Giaur ist keine Fliege." Unter dem Sperber verstand der Jude einen andern Sclaven, den Nadock zuweilen als Succurs requirirte. Nadock fand sich aber durch die Frage seines Herrn in seiner Amtswürde verletzt. „Wozu den Sperber," frug er, „wo sich's um einen Sperling handelt?"

„Nun," beruhigte Elias, „es war nur ein wohlgemeinter Rath; so mache denn Deine Sache, aber

so geräuschlos wie möglich; und zerbrich mir ihm am Leibe nichts, hörst Du, Nadock, zerbrich mir ihm am Leibe nichts; Du bist nicht der Sanfteste, er kostet fünfhundert Piaster. Na, Du wirst Deine Streiche schon machen, ich will jetzt schlafen gehen; der Morgen muß bald grauen."

„Unbesorgt, Herr," erwiederte Nadock, „wie ein roh' Ei soll der Giaur behandelt werden. Schlaft ruhig, Herr."

Elias begab sich, mehre lange Gänge dahin wandelnd, nach seinem Schlafgemach, während Nadock sich für die Gefangennahme Silbermann's vorbereitete, ein Unternehmen, das zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte.

Nadock, obschon seit langen Jahren der grausamsten aller Beschäftigungen hingegeben, nämlich die neu eingefangenen Sclaven zu zähmen und an Zucht und Ordnung zu gewöhnen, so war doch nicht alles menschliche Gefühl seiner Brust entflohen. Er war von Charakter durchaus nicht bös, ja er hatte sich sogar eine Art gutmüthigen Humors bewahrt. Er suchte die Unglücklichen, die in seine Hände gefallen waren, in der Regel durch eine höchst curiose Philo-

sophie über ihr traurig Geschick zu trösten. Hatte er es zum Beispiel mit einem kräftigen Sclaven aus dem Innern von Afrika zu thun, sagte er: „Siehe, Mazza, wie gnädig es der Himmel mit Dir macht, wie leicht konntest Du in Deiner Heimath, so Du Dich auf der Jagd befandest, von dem plumpen Fuße eines Elephanten zertreten und von dem scharfen Zahne eines Löwen oder Pantherthiers zerrissen werden. Oder der vergiftete Pfeil eines befeindeten Negerstammes konnte Dich treffen, so daß Du Jahre lang dahin siechtest und zum Krüppel wurdest. Betrachte Deine stattlichen Glieder, Mazza, wär' es nicht Jammerschade gewesen, so sie die Speise wilder Bestien geworden? Darum weine nicht, Mazza, sondern danke dem gütigen Himmel, daß er Dich vor dem graußen Geschicke des Zerrissenwerden glücklich schirmte und Dich blos zum Gefangenen machte, wo Du durch Fleiß und Arbeitslust Dir das angenehmste Loos bereiten kannst. Du bist auch bei uns unter gebildeten Menschen, die keine Heiden sind und jeden Holzklotz anbeten, sondern die zu Allah beten und dem Propheten."

Zu Christensclaven pflegte er zu sagen: „Wie

glücklich bist Du zu preisen, Christ, daß Du in jetziger Zeit Sclave geworden; bedenke, wie weit schlimmer es Deine Vorfahren hatten vor vielen hundert Jahren. Wenn da ein Christ gefangen wurde, der mußte zum Plaisir seines Herrn mit wilden Bestien kämpfen und sich im Circus von denselben zerreißen lassen. Wie glücklich ist Dein Schicksal gegen das Deiner Vorfahren."

Zeigte sich jedoch ein Sclave Nadock's philosophischen Trostgründen nicht geneigt, und verharrte er in seiner Wildheit und Widerspenstigkeit, so setzte der philosophische Sclavenwärter seine Philosophie bei Seite und gab in roher Unmenschlichkeit seinen andern Collegen nichts nach.

Da Nadock aus Erfahrung wußte, daß solche Individuen, die gar nicht wissen, daß sie als Sclaven verkauft sind, in der Regel sich etwas widerspenstig zeigen, bevor sie sich an ihr Schicksal gewöhnen, und daß man bei ihnen mit bloßer Philosophie und mit guten Worten nicht auskommt, so hatte er für den Nothfall einige Instrumente zu sich gesteckt, bevor er zu Silbermann in's Zimmer trat.

Nadock hatte bereits unterschiedliche Male seinen

Kopf durch die Thüre gesteckt. Da er aber sah, daß der neue Sclave noch mit Theetrinken beschäftigt, so war er gutmüthig genug, ihn in dieser letzten Handlung seiner Freiheit nicht zu stören. Er wartete daher geduldig außen auf dem Gange.

Dem eingesperrten Silbermann währte endlich die Abwesenheit Pedrelli's doch zu lange. Er war mit Theetrinken fertig und begann ob des unverantwortlich langen Ausbleibens seines Begleiters in seiner gewohnten rohen Manier laut zu fluchen an. Da auch hierauf und auf wiederholtes Rufen der Italiener nicht zurückkehrte, stand Silbermann auf und wollte die Thür öffnen, durch welche Elias mit Pedrelli gegangen war. Er fand sie verschlossen. Jetzt begann der Eingesperrte auf das Entsetzlichste zu toben. Er eilte zu einer zweiten Thür. Gleichfalls verschlossen. Er rasselte an der dritten. Ebenfalls vergebens.

„Elende Judencanaille," begann jetzt Silbermann, „nichtswürdiges Subject, räudiger Hund, wie kannst Du Dich erfrechen, ein der französischen Gesandtschaft zugehöriges Membrum förmlich einzuschließen? Denkst Du, daß ich solchen Spaß verstehe? Nein, solchen Spaß verstehe ich nicht. Wart, Hallunke, dieser Witz

soll Dir theuer zu stehen kommen. Halloh, Mordjo! Halloh, Mordjo!" Damit schlug er mit solcher Energie an die eine Thüre, daß sie in ihren Angeln erbebte.

Jetzt hielt es Nadock denn doch für zeitgemäß, gegen den Ruhestörer Intervention eintreten zu lassen.

„Er scheint mit dem Thee fertig zu sein," sprach er für sich; „sein Schicksal darf ihm länger kein Geheimniß sein. Hätte er sich als anständiger Mann ruhig verhalten, würde ich noch eine kurze Zeit Anstand genommen haben, ich bin nicht so. Er zwingt mich durch sein überflüssiges Rumoren zu sofortigem Einschreiten."

Mit diesen gutmüthig für sich gesprochenen Worten trat Nadock endlich in das Gemach, wo Silbermann wie ein Mauerbrecher an der einen Thür arbeitete. So wie Letzterer den eingetretenen Sclavenwärter bemerkte, eilte er zornig auf ihn zu: „Was sind das für Manieren," schrie er, „mich hier einzusperren?"

„Ruhe, Ruhe, lieber Mann, 's wird sich Alles aufhellen," erwiederte Nadock beschwichtigend.

„Was da, Esel, hier hat sich gar Nichts aufzuhellen; wo ist Sein schurkischer Herr, der Elias, daß ich ihm Mores lehre, einen Mann wie mich hier einzuschließen? Wo ist Ritter Pedrelli?“

„So viel ich weiß, sind der Herr Ritter bereits eine geraume Zeit nach Hause.“

„Das lügst Du, scheußliches Gesicht. Wie könnte er ohne mich gehen?“

Die Worte „scheußliches Gesicht“ hätten in dem Sclavenwärter bald seine mit Philosophie gepaarte Gutmüthigkeit über den Haufen geworfen; doch bezwang er sich und erwiederte mit großer Ruhe: „Da muß der Herr Ritter doch wohl seine Gründe gehabt haben, daß er ohne Euch nach Hause gegangen ist.“

„Redensarten, faule Fische, schafft mir auf der Stelle den Ritter Pedrelli herbei.“

„Lieber Mann, da verlangt Ihr Unmögliches.“

„Keine Widerrede, ich bestehe darauf!“

Dem Nadock begann jetzt der völlig unwissende Zustand des ehemaligen Kanzleiboten zu dauern. Er langte demnach seine alte Philosophie hervor und sagte: „Bedenkt, lieber Mann, wenn Ihr unlängst hilflos liegen geblieben und von den Hunden wäret

zerrissen worden! Euer jetziges Schicksal ist wahrhaft beneidenswerth. Solch ein Hundetod ist schrecklich."

„Was faselt das Gesicht?" versetzte Silbermann, bei welchem die Nadock'sche Philosophie sich keinen Eingang verschaffen wollte.

„Das Eine ist, im Grunde besehen, immer besser als das Andere," fuhr der Sclavenwärter trostsprechend fort.

„Mit dem Kerl scheints nicht ganz richtig zu sein," sprach Silbermann. Er bestand jetzt mit Grobheit darauf, daß ihn Nadock aus dem Hause führe, da er nöthigenfalls den Weg auch ohne den Italiener nach Hause finden könne. „Wer weiß," sprach er zu sich, „mit welcher schönen Sclavin sich dermalen Pedrelli in einem der zahlreichen Closets dieser Judenburg amüsirt. Ich kann darauf nicht warten. Er mag noch nachkommen, wenn er mit seinen Liebschaften zu Ende. Also, confiscirtes Gesicht, mach' keine Umstände und führe mich zum Hausthore. Ohne Führer findet sich ein Christenmensch in Euerm Rattenneste nicht zurecht."

„Thut mir leid," antwortete Nadock kopfschüttelnd, „Ihr werdet so gut sein, und es Euch diese Nacht bei uns gefallen lassen."

„Dies fehlte mir," lachte Silbermann, „ich bin ein viel zu guter katholischer Christ, als daß ich mich die Nächte in unreinen Judenhöhlen herumtreiben sollte. Dies mag wohl eine Passion für noble Cavaliere sein; ich danke dafür."

„Was hilft Eure Weigerung," meinte Nadock, „Ihr könnt's einmal nicht ändern."

„Was soll ich nicht ändern?"

„Ihr könnt den Kauf nicht rückgängig machen."

„Mit diesem Menschen muß es in der That rappeln," sprach Silbermann. „Jetzt ist aber meine Geduld zu Ende." Er erhob demnach wieder seine Stimme: „Du öffnest auf der Stelle, braunangelaufenes Ungeheuer, oder ich stoße Dir ein paar Rippen ein."

Jetzt war Nadock's Philosophie zu Ende. Mit einer Behändigkeit und Sicherheit, wie die Klapperschlange, die lauernd in den Zweigen hängt, sich auf das nichtsahnende Wild herabstürzt, sprang der Sclavenwärter auf den ehemaligen Kanzleiboten zu und mit Einem geschickten Rucke seines rechten Armes zog er seinem Opfer beide Beine weg, so daß der überraschte Silbermann die Länge lang auf dem Fuß-

boden ausgestreckt lag. Ehe er noch recht zur Besinnung gekommen, wie er so rasch zur Erde gefahren, hatte ihm Nadock mit wunderbarer Schnelligkeit und Geschicklichkeit vermittelst eines Riemen beide Füße gefesselt.

„Hund, bist Du von Sinnen?" rief der am Boden Liegende.

Nachdem Nadock den Gewaltact an Silbermann vollbracht, und dieser gänzlich in seine Macht gegeben war, vergaß er seinen Groll und die Gemüthlichkeit nahm wieder Platz.

„Jetzt werdet Ihr doch nun einsehen," sprach er, „daß Ihr nicht nach Hause gehen könnt?"

„Mensch," gab jetzt Silbermann, dem etwas unheimlich zu werden begann, zu bedenken, „weißt Du wohl, daß ich Dich spießen lassen kann, so ich diese meuchlerische Gewaltthat zur Anzeige bringe? Ich gehöre zur französischen Gesandtschaft."

„Das habt Ihr mit meinem Herrn auszumachen."

„Weiß denn Dein Herr um diese scheußliche Mißhandlung, die Du Dich gegen mich erfrecht hast?"

„Warum soll er nicht darum wissen? Er hat mir ja aufgetragen, Euch zu fangen."

„Mich zu fangen?"

„Nun freilich, wenn er Euch gekauft hat, muß er doch auch die Gewalt über Euch haben."

„Mich gekauft?" zähneklapperte Silbermann; „wie soll ich denn das verstehen?"

„Sehr einfach, der Italiener hat Euch für fünfhundert Piaster an meinen Herrn verkauft. Fünfhundert Piaster, ein schönes Geld, Ihr könntet ordentlich stolz sein."

Silbermann rieb sich Kopf und Stirn, und glaubte in allem Ernste, ein böser Traum foppe ihn. Endlich sprach er: „Ich dächte des Spaßes wäre nun genug."

„Bewahre, der Spaß soll erst recht losgehen."

„Ueberlege die ungeheure Verantwortlichkeit und schnalle den verfluchten Riemen ab."

Als sich Nadock aus Gründen, die er dem Gefesselten ganz gemüthlich vorstellte, hierzu nicht verstehen wollte, begann Silbermann wahrhaft zu rasen. Er schlug mit den Armen, die er noch frei hatte, wie ein Verzweifelter um sich.

„Wenn Ihr Euch nicht moderirt," sprach Nadock, „muß ich auch die obern Beine schnallen."

„Komm mir nicht zu nahe, scheußlich Ungeheuer.

Rühr' mich nicht an oder ich erwürge Dich." Zugleich war Silbermann selbst bemüht, die Riemen von seinen Füßen zu entfernen; aber Nadock hatte seine Sache so gut gemacht, daß alle Bemühungen des Gefesselten erfolglos blieben. Dieses fruchtlose Bestreben, sich zu befreien, brachte ihn nur mehr in Wuth. Alle Schimpfworte, die ihm zu Gebote standen, schleuderte er gegen den Sclavenwärter. Zugleich drohte er mit der fürchterlichsten Rache. Noch immer glaubte er nicht, von Pedrelli dem Juden Elias verkauft worden zu sein, und hielt die gewaltsame Behandlung, die ihm wiederfahren, für eine Eigenmächtigkeit des Sclavenwärters.

Letztern verdroß aber nichts mehr, als so rohe Schimpfwörter, wie sie zahllos von dem Gefangenen gegen ihn ausgestoßen wurden. Seine Philosophie unterlag abermals, die angeborene Wildheit siegte. Mit dem Sprunge eines Tigers war er Silbermann zu Häupten und packte den am Boden Liegenden mit solcher Energie im Genicke, daß ihm Hören und Sehen verging. Um dem Schimpfen und Fluchen mit Einemmale ein Ziel zu setzen, hielt er dem Kanzleiboten eine Maske vor das Gesicht, die den Mund

ganz bedeckte, und nur vermittelst der Nase einige Luft vergönnte. Ob dieser neuen Unbill gerieth Silbermann dermaßen in Wuth, daß er sich todt stellte und lang auf den Fußboden ausstreckte. Nadock ward hierdurch wirklich getäuscht. Er glaubte die Larve zu fest geschnallt zu haben. Theils aus Menschlichkeit, theils aus Besorgniß, von Elias zur Verantwortung gezogen zu werden, knieete er daher nieder und war bemüht, die Larve etwas lockerer anzulegen. Während aber Nadock mit diesem menschenfreundlichen Unternehmen beschäftigt war, erhielt er von dem erbosten Silbermann einen so urkräftigen Faustschlag in's Gesicht, daß augenblicklich das Blut aus Mund und Nase hervorsprang. Mit diesem fürchterlichen Faustschlage löschte aber der Gefangene den letzten Funken von Sympathie in dem philosophischen Gemüthe des Sclavenwärters. Nadock lachte wild und ingrimmig auf. Mit Riesenkraft faßte er den Kanzleiboten abermals beim Genick, hob ihn empor und versetzte ihm an zwei empfindlichen Stellen im Rücken zwei dergestalt markerschütternde Stöße, daß Silbermann beide Arme wie ein Gehängter trostlos herabhängen ließ. Hierauf warf er den Körper des Halb-

todten über die Schulter und fort ging die Reise durch lange Gänge, naßkalte Stiegen hinab, wo sich in grauenvoller Tiefe die Zellen der Sclaven befanden. Nadock schob von einer der am Tiefsten gelegenen den Riegel hinweg. Ein enges schauerliches Gewölbe that sich auf, man konnte darin nicht aufrecht stehen, noch sich ausstrecken. Wasser lief an den Wänden, kein Fenster erhellte am Tage den schauerlichen Raum. Wenig Stroh bedeckte den Steinboden. Außerdem kein Tisch, kein Stuhl. In diese furchtbare Gruft warf Nadock den noch immer halbtodten Kanzleiboten. „Da amüsir' Dich, Du Ratte," sprach er, gab mit dem Fuße dem Unglücklichen noch einen Stoß, worauf er die Thür schloß und den riesigen Riegel wieder vorschob.

Also hatte der Verräther seines Herrn und seines Vaterlandes seinen Lohn gefunden.

Siebentes Kapitel.

Die Beduinen der Wüste.

In der einen Hand einen Rasierspiegel haltend und mit der andern das noch spärlich hervorgesproßte Haupthaar kämmend, stand der Baron Alexander von Felseck am Fenster. Er war dermaßen mit seiner jungen Haarkultur beschäftigt, daß er gar nicht bemerkte, wie sich leis' die Thüre aufgethan und der Alpensohn hereingetreten war. Letzterer mußte endlich laut auflachen, als er die große Betriebsamkeit wahrnahm, die der Baron seinem Haarwuchs widmete, welcher zu seiner Freude in jüngster Zeit so ziemlich wieder das kahl geschorne Türkenhaupt bedeckt hatte.

Bei dem Lachen Erwin's wandte sich Felseck mit dem Kopfe und als er den Freund erblickte, ließ

er sich nicht im Geringsten in seiner Haartoilette stören.

„Du hast gut lachen," sprach er, „ich wünschte die schwarzen Heidenhunde hätten Dich ebenfalls glatt geschoren wie mich Unglückseligen. Da würdest Du nothgedrungen mir haben Gesellschaft leisten müssen in meiner Einsamkeit. Diese niederträchtige Haartonsur vergesse ich in meiner letzten Stunde nicht. Vier Wochen lang den Kahlkopf spielen und sich vor keinem Menschen blicken lassen zu dürfen, ist kein Spaß. Ein solch determinirtes Unglück kann auch nur mir passiren, dem entschiedenen Pechvogel, dem schon als Knaben das Butterbrod stets auf die Butterseite fiel. Hunderte von Abendländern, ist mir erzählt worden, haben sich in diesen nichtswürdigen Türkenbädern gebadet, ohne daß es den schwarzen Bestien in den Sinn gekommen wäre, das Haupthaar bis auf die Kopfhaut abzurasiren."

„Du hast doch auch Klage eingereicht bei der Badedirection?" sprach Erwin.

„Das versteht sich," erwiederte der Baron, „die Sache ist auch untersucht worden; da haben die schwarzen Hallunken sammt und sonders bei Allah,

Mohamed und ich weiß nicht, bei wem Alles beschworen, daß ich Ihnen ausdrücklich befohlen, mich zum Kahlkopf zu machen. Ist so was nicht zum Rasendwerden? Vier ganze Wochen den Engel meines Lebens, die himmlische Elisabeth, meine kleine bezaubernde Volkmannia nicht zu sehen! Es ist entsetzlich. Mir sind diese vier Wochen zu vier Jahrhunderten geworden."

„Warum bedientest Du Dich aber keiner Perücke?"

„Der Teufel auch," antwortete Felseck; „anfänglich war ich nicht abgeneigt; aber mein Nikodemus schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Das sollte ich um Himmelswillen nicht wagen," sagte er, „die hiesigen Perückiers wären Spitzbuben, die verkauften Perücken für nagelneu, deren Besitzer eben erst an der Pest verstorben."

„Uebrigens," fuhr er nach einer Pause fort, „mein unfreiwilliges Einsiedlerleben hat auch sein Gutes gehabt. Ich habe studirt, wie ein deutscher Professor, und kann Dir über Türkenthum und Türkensitte die erwünschtesten Aufschlüsse geben."

„Hauptsächlich über die türkischen Bäder," lachte Erwin.

„Schweig, wenn Du mich nicht toll machen willst," erwiederte der Baron. „Aber, sei versichert," fuhr er fort, „unschätzbare Studien habe ich gemacht; bis nach Arabien bin ich vorgedrungen. Ich kann Dir zum Beispiel über das Leben und Wirken der Beduinen berichten, als wär' ich unter ihnen aufgewachsen. Soll ich Dir erzählen über die Stämme El-Ammun, El-Haßneh, Wuld-Ali, El-Solta? Der Häuptling des Stammes Ammun heißt El-Borak. Er gebietet über 500 Zelte, 5000 Seelen und 10000 Kameele. Der Häuptling des Stammes El-Haßneh heißt Mehanna-el-Fadel-Eben Melkghem, besitzt 1500 Zelte, 15000 Seelen und 30000 Kameele. Möchtest Du nicht einmal 30000 Kameele beisammen sehen? So viel sieht man in Deutschland nicht beieinander."

Als der Alpensohn für die unterschiedlichen Kameelheerden der Beduinischen Stämme wenig Interesse zeigte, fuhr Felseck nach einer Pause fort: „Apropos," sprach er, „da muß ich Dir eine Curiosität mittheilen, die ich gestern in einer Scharteke auf-

gestöbert und die Dich interessiren wird. Sie betrifft nämlich ein gerichtlich beglaubigtes Taufzeugniß eines arabischen Füllens.

„Eines Füllen?" frug Erwin, dem diese Art von Taufzeugnissen noch etwas Unbekanntes war.

„Eines Füllen," wiederholte Felseck. Er trat an den Schreibtisch, suchte unter den daselbst zerstreut umher liegenden Papieren ein beschriebenes Blatt hervor und fuhr fort: „Bei der Geburt eines Füllens von edler Race pflegt man einige Zeugen zu versammeln und eine Beschreibung der Kennzeichen und Merkmale des jungen Thiers, sowie den Namen des Hengstes und der Stute gewissenhaft niederzuschreiben. Solche genealogische Certifikate werden häufig in ein kleines Stück Leder gewickelt und mit Wachstuch überzogen, dem Rosse an den Hals gehängt. Folgendes kann als Schema eines solchen Stammbaums dienen."

Der Baron las jetzt wie folgt: „Im Namen des gnädigen Gottes, des Herrn aller Geschöpfe! Friede und Segen sei mit unserm Herrn Mohamed und seiner Familie und seinen Anhängern bis zum Tage des Gerichts! Und Friede sei mit allen Denen, die diese Schrift lesen und ihren Inhalt verstehen. Gegen-

wärtige Schrift bezieht sich auf das graulich=braune Füllen mit vier weißen Füßen und einem weißen Abzeichen an der Stirn. Es stammt aus der ächten Race Saklawy und heißt Obegan oder die Schnelle des Pfeiles. Seine Haut ist so glänzend rein wie Milch. Es gleicht den Rossen, von welchen der Prophet sagt: Wahre Reichthümer sind eine edle und feurige Pferderace, und von welchen Gott sagt: Die Kriegsrosse stürzen sich auf den Feind mit mächtigem Schnauben und stürzen sich in die Schlacht früh am Morgen. Und Gott sprach die Wahrheit in seinem unvergleichlichen Buche. Dieses graue Saklawy=Füllen wurde gekauft von Kosran, dem Sohne Enkeys, aus dem Stamme Zeba, der Vater dieses Füllen ist der treffliche Hengst aus der Race Kahaglan, welcher den Namen Meedschan führt. Seine Mutter ist die berühmte weiße Saklawystute, Namens Dscherua. Demgemäß was wir gesehen haben, bezeugen wir hiermit auf unsere Glückseligkeitshoffnung und auf den Gürtel, o Scheichs der Weisheit und Besitzer der Pferde, daß dieses graue erwähnte Füllen noch edler ist als sein Vater und seine Mutter und dieß bezeugen wir nach unsrer besten Kenntniß durch diese gültige und

vollkommen richtige Schrift. Dank sei Gott, dem Herrn aller Geschöpfe. Geschrieben am 15. des Safier im Jahre 989. Es folgen nun die Namen der Zeugen. Hier kannst Du sie sehen: Algan Eben Badjed."

„In England," meinte Erwin, „führt man ebenfalls Pferdestammbäume; aber ein solches Taufzeugniß ist mir noch nicht vorgekommen."

Der Baron that sich nicht Wenig darauf zu Gute, daß er einmal dem belesenen Alpensohn eine wissenschaftliche Mittheilung machen konnte, die diesem vollkommen neu war. „Wie gesagt, theurer Freund," sprach er, „ich kann Dir noch außerordentliche Aufschlüsse machen, namentlich was die Beduinen anbelangt. Weißt Du z. B. wer die eigentlichen, wahrhaften Beduinen sind?"

„Nun, wer sind denn die?" frug Erwin.

Felseck nahm jetzt eine ziemlich wichtige und belehrende Miene an: „Das sind, mein Freund, einzig und allein die Annesi, welches Nomaden sind in der strengsten Bedeutung des Worts, denn sie bleiben das ganze Jahr hindurch in beständiger Bewegung. Ihre Sommerquartiere sind an den Grenzen Syriens und im Winter ziehen sie sich in das Innere de

Wüste oder nach dem Euphrat hin. Im Sommer lagern sie an den schönen Quellen und Bächen der syrischen Steppe; aber selten bleiben sie drei oder vier Tage an ein und derselben Stelle. Sobald ihre Thiere das Gras in der Nähe eines Wasserplatzes aufgezehrt, sucht der Stamm eine andere Weide und das wieder wachsende Grün dient einem späteren Stamme zur Weide. Die Lager wechseln hinsichtlich der Zahl der Zelte von 10 bis 800. Sind der Zelte nur wenig, so werden sie in einem Kreise aufgeschlagen, was bei den Beduinen Davar heißt. Eine beträchtlichere Menge wird in einer geraden Linie oder in einer einzigen Reihe aufgeschlagen, besonders längst eines Baches. Zuweilen werden auch drei bis vier Zelte hinter einander errichtet. Ein solches Lager heißt im Arabischen Nezel. Im Winter, wo es weder an Wasser noch an Weide fehlt, ist die Lagerungsart verschieden. Der ganze Stamm breitet sich dann über die Ebene aus in einzelnen Abtheilungen von drei oder vier Zelten. Bei den Davars und den Nezels liegt das Zelt der Scheichs immer an der westlichen Seite, weil von dieser Seite her alle Feinde und alle Gäste kommen. Die Erstern zu bekämpfen und die Letztern zu ehren

ist die erste Pflicht eines Scheichs. Da der Gast in der Regel bei dem ersten Zelt des Lagers absteigt, so ist es nöthig, daß das Zelt des Scheichs das erste ist. Für schimpflich würde es gehalten werden, wollte er sein Zelt an einer andern Seite aufschlagen."

„Jeder Hausvater steckt seine Lanze an der Seite seines Zeltes in die Erde; und vor dem Zelte bindet er seine Stute an. Hier schlafen auch des Nachts die Kameele, Schafe, Ziegen, welche Tag und Nacht unter der Obhut eines Hirten stehen."

„Eine Beduinenkaravane setzt sich in folgender Ordnung in Bewegung. Voran sechs Reiter, um zu recognosciren. Diese Abtheilung heißt Sulf und pflegt dem Lager eine Stunde oder Meile weit voranzureiten. Sie hat sich zu unterrichten, ob Feinde im Anzuge sind oder im Hinterhalte lauern. Die Hauptmasse nimmt wenigstens eine Linie von einer Meile in der Front ein. Zuerst kommen Bewaffnete auf Pferden und Kameelen. Hierauf erscheinen die weiblichen Kameele mit ihren Jungen; sie grasen in weitem Umkreise während des Marsches. Den weiblichen Kameelen folgen die Kameele mit den Zelten und Vorräthen beladen. Hierauf die Frauen und Kinder.

Sie sitzen auf Kameelen in Satteln, welche die Gestalt von Wiegen haben und wegen der Sonne mit Vorhängen umgeben sind. Die Männer reiten theils seitwärts, theils im Zuge; zu großem Theil aber vor der Linie. Ein mittlerer Stamm mit 20 bis 30000 Seelen und 4 bis 5000 Kameelen bietet daher einen imposanten Anblick dar und gewährt ein ächtes Bild des Orients."

Der Erzähler machte hier eine Pause und frug: ob Erwin auch Etwas über die häusliche Einrichtung dieser Söhne der Wüste zu vernehmen wünsche?

„Recht gern," gab der Gefragte zur Antwort, „ich bin stets Ohr, wo ich Etwas über Sitten und Gebräuche fremder Völker erfahre."

„Dies ist mir lieb," meinte der Baron und fuhr in seiner beduinischen Vorlesung fort: „Diese Abtheilungen sind von einander geschieden durch einen weißen Teppich, Soche genannt."

„Wie heißt dieser Separationsteppich?" frug Erwin.

„Soche," wiederholte der Baron.

„Warum heißt er denn Soche?" erkundigte sich der gelehrige Zuhörer.

„Dies mag Gott wissen," erwiederte Felseck ärgerlich ob der Unterbrechung. „Diese wollenen Teppiche," fuhr er fort, „werden in Damaskus gefertigt. Sind sie mit Figuren oder Blumen durchwebt, heißen sie Markum."

„Wie, Markum?" frug wiederum der Alpensohn.

„Ja, Markum," erwiederte der Erzähler, „wenn Du es etwa besser weißt."

„Ich weiß es nicht besser," beruhigte Erwin, „fahre weiter fort."

„In den Abtheilungen der Männer," lautete die Beschreibung weiter, „ist der Boden in der Regel mit einem starken Teppich aus Persien oder Bagdad bedeckt. Die Weizensäcke und Kameellasten werden um den Mittelpfahl pyramidenförmig aufgebaut. Eine solche Pyramide reicht oft bis an die Decke des Zeltes und heißt Nedschud. Jetzt brennt Dich's wahrscheinlich wieder zu wissen, was Nedschud bedeutet?"

„Nun das bedeutet eben einen pyramidenförmigen Haufen von Weizensäcken und Kameellasten. Laß Dich durch mich ja nicht stören."

Der Baron fuhr fort: „Die Abtheilung der Frauen ist die eigentliche Polterkammer des Zeltes.

In derselben befinden sich die Kochgeräthe, die Butternäpfe, die Wasserschläuche. Die Zelte der Annesi-Beduinen sind in der Regel aus schwarzen Ziegenhaaren verfertigt. Der reichste Wüsten-Beduine hat nie mehr als ein Zelt, er müßte denn ein Weib haben, welches er nicht zu verstoßen wünscht und das sich mit seinem andern Weibe nicht vertragen kann. Alsdann schlägt er ein kleineres Zelt neben seinem eignen auf. Dieser Fall kann auch eintreten, wenn der Araber seines verheiratheten Sohnes oder verstorbenen Bruders Familie aufnimmt. Im Sommer tragen die Beduinen ein grobes baumwollenes Hemd und die Reichen über demselben ein langes Gewand von Seide oder baumwollenem Stoffe. Bei manchen Scheichs bemerkt man schwarze Mäntel, die zuweilen mit Gold gestickt sind und zwölf bis funfzehn Louisd'or kosten. Die Beduinen reiten oder gehen in der Regel barfuß, obschon sie auf gelbe Stiefeln und rothe Schuhe großen Werth legen. Alle Beduinen tragen statt der rothen türkischen Kappe einen Turban oder ein viereckiges baumwollenes Kopftuch. Die Tracht der Frauen ist ein weites baumwollenes Kleid von dunkler Farbe, braun, blau oder schwarz. Den Kopf mit den schö-

nen glänzend schwarzen Haaren schmücken sie mit einem buntfarbigen Tuche. Auch halten sie viel auf glänzende Armbänder, wozu bei den Reichen silberne und goldene Ketten kommen. Kein Beduine verheirathet seine Töchter an einen Handwerker; wie die spanischen Hidalgos schließen sie nur Ehen unter sich. Der Reichthum eines Beduinen besteht fast lediglich in seinen Pferden und Kameelen. Der Gewinn, den er aus seiner Butter zieht, setzt ihn in den Stand, die nothwendigen Vorräthe an Weizen und Gerste zu kaufen und zuweilen ein neues Kleid für Frau und Töchter. Seine Stute bringt ihm jeden Frühling ein Füllen von Werth. Keine Familie kann existiren ohne wenigstens Ein Kameel. Ein Araber, der nur zehn Kameele besitzt, gilt für arm. Ein Mann von 20 bis 30 Kameelen wird wohlhabend und der es bis zu 50 und 60 gebracht, reich genannt. Eine gewöhnliche Beduinenhaushaltung braucht jährlich 200 Piaster für vier Kameelladung Weizen. Gerste für die Pferde kostet 100 Piaster. Kleider für Frauen und Kinder, Kaffee, eingemachte Früchte von Damaskus, ein halb Dutzend Lämmer werden auf 400 Piaster geschätzt."

„Reichthum verschafft übrigens einem Beduinen bei seinem Stamme keineswegs allein Achtung. Ein armer Mann, wenn er gastfrei und nach Maßgabe seiner Mittel freigebig ist, immer ein Lamm schlachtet, wenn ein Fremder ankommt, allen anwesenden Gästen Kaffee reicht und die Tabakspfeifen immer von Neuem füllt; die gemachte Beute mit seinen ärmern Verwandten theilt und den letzten Pfennig endlich opfert, seinen Gast zu ehren und den Dürftigen zu erquicken, erwirbt sich unendlich mehr Ansehen und Einfluß, als der reiche Geizige, der seinen Gast mit Kälte empfängt und seine armen Freunde darben läßt. Der reichste Häuptling lebt in der Regel wie der ärmste seiner Araber; Beide essen täglich dieselben Speisen, und von derselben Qualität. Das Hauptvergnügen, welches sich der reiche Scheich verschafft, besteht in recht flüchtigen Rossen und daß er seine Frauen und Töchter besser kleidet, als es die übrigen Damen des Lagers sind. Sollte ein Beduine in so armen Verhältnissen leben, daß er nicht einmal ein Kameel oder ein Pferd sein nennen kann, so ist er gleichwohl viel zu stolz, um Unzufriedenheit über seine Lage an den Tag zu legen, oder gar zu klagen. Er verlangt nie

Unterstützung, sondern bemüht sich aus allen Kräften entweder als Kameeltreiber, Hirt oder Räuber zu einem Eigenthume zu gelangen. Hoffnung auf Gottes Güte und gänzliche Unterwerfung unter den göttlichen Willen haben tiefe Wurzel in der Brust des Arabers geschlagen. Die geheimen Hoffnungen und Wünsche eines Beduinen der Wüste sind weit einfacher, als die eines Arabers, der in den Städten wohnt. Der Hauptwunsch eines in Armuth lebenden Beduinen geht zunächst dahin, nur so reich zu werden, um bei Ankunft eines geachteten Fremden ein Lamm zu schlachten. Ist dieser Wunsch erreicht, so geht ein zweiter Wunsch dahin, ein Pferd oder Dromedar zu besitzen, und gute Kleidung für seine Frauen. Der dritte Wunsch besteht alsdann, den Ruf der Tapferkeit zu erlangen. Sind dem Beduinen diese drei Wünsche erfüllt, so beneidet er den reichen Scheich nicht, weder um seine vielen Dromedare, noch um seine zahlreichen Schafheerden."

Nachdem der Baron mit seiner Vorlesung über die Beduinen zu Ende schien, erkundigte sich Erwin, wie er zu all' dieser schätzbaren Wissenschaft gelangt sei? worauf Ersterer eine reiche Literatur über diesen

Gegenstand namhaft machte, so daß der Alpensohn, was den Artikel „Beduinen" betraf, wirklich Respect vor seinem, sonst eben nicht sehr den Wissenschaften ergebenen Freunde bekam.

„Er hat seine Badekur wirklich gut angewendet," sprach er für sich, und erkundigte sich zugleich: ob Alexander nicht noch andere interessante Mittheilungen zu machen habe.

„Hast Du schon von dem Bruderkusse der Beduinen gehört?" frug er.

„Das ich nicht wüßte," gestand Erwin.

„Wohlan," fuhr Jener fort, „so vernimm folgende Geschichte: „Ein Kaufmann aus Anatolien, begleitet von fünfzig Mann, führte zehntausend Schafe nach Damaskus zum Verkauf. Unterwegs machte er die Bekanntschaft von drei Beduinen und schloß mit einem derselben ein Freundschaftsbündniß. Im Augenblicke der Trennung schlug der neue Freund vor, daß der Kaufmann Brüderschaft mit ihm machen solle. Der Kaufmann sah nicht recht gut ein, wozu es dienen solle, unter armen Beduinen einen Bruder zu haben; er ein Eigenthümer von zehntausend Schafen und begleitet von fünfzig Soldaten. Da aber

der Beduine, Namens Chatti, auf die Brüderschaft bestand, so willigte jener ein, um sich der Zudringlichkeit des Mannes zu entledigen. Er schenkte ihm als Unterpfand der Brüderschaft zwei Piaster und einen Beutel Tabak. Chatti theilte diese zwei Piaster unter seine Gefährten und sagte: „Seid Zeuge, daß dieser Mann mein Bruder geworden ist." Hierauf trennten sie sich und bald dachte der Kaufmann nicht mehr an die Sache. Er setzte seine Reise fort, als er in eine Gegend kam, wo er von einer überlegenen Anzahl Beduinen angegriffen wurde. Sie schlugen die Begleitung in die Flucht, bemächtigten sich der Schafe und plünderten den Kaufmann bis auf's Hemde aus. In diesem kläglichen Zustande kam er nach Damaskus, fluchte allen Beduinen und hauptsächlich seinem Bruder Chatti, den er des Verraths beschuldigte."

„Indessen verbreitete sich die Kunde von diesem reichen Fange in der Wüste, und gelangte auch zu den Ohren Chatti's. Dieser suchte sofort seine beiden Zeugen auf und begab sich mit ihnen zu dem Scheich desjenigen Stammes, welcher den Kaufmann überfallen und ausgeplündert hatte. Er erklärte, daß

er der Bruder des beraubten Kaufmanns wäre und verlangte Gerechtigkeit von dem Häuptling, damit er die Pflichten der Brüderschaft erfüllen könne. Nachdem der Scheich die Zeugen vernommen hatte, sah er sich gezwungen, die geraubten Schafe herauszugeben und zwar so, daß keins fehlte. Chatti machte sich nun mit sämmtlichen Schäfern und Heerden auf den Weg nach Damaskus, um seinen Bruder aufzusuchen. Er fand ihn traurig sitzen vor einem Kaffeehause am Bazar. Erfreut ging er auf ihn zu; aber der Kaufmann, welcher ihn für einen Verräther hielt, wendete sich ab von ihm und mochte nichts von ihm wissen. Chatti hatte seine wahre Noth, daß ihn der Kaufmann nur anhöre. Noch viel schwerer ward es dem Beduinen, seinen Bruder zu überreden, daß seine Schafe vollzählig vor den Thoren der Stadt sich befänden. Er fürchtete neuen Verrath, und war nur äußerst schwer zu überreden, dem Beduinen vor's Thor zu folgen. Aber vor dem Thore angekommen, glaubte er seinen Augen nicht zu trauen, als er seine sämmtlichen Schafe erblickte. Er fiel dem Chatti um den Hals und suchte auf alle Weise seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Aber Chatti nahm nichts an, als

ein paar Stiefeln und ein Sacktuch, speiste einen Mittag bei seinem Bruder und kehrte wohlgemuth zu seinem Stamme zurück."

„Was sagst Du dazu?" frug der Baron, nachdem er mit der Geschichte zu Ende.

„Eine solche Brüderschaft laß ich mir gefallen."

„Ich denke es auch," sprach Felseck, „mein Erstes ist, sollt' ich einmal in die Wüste kommen, daß ich Brüderschaft mache. Das bringt nöthigenfalls mehr ein als ein Schmollis mit deutschen Studenten."

Der Baron war bei ausnehmend guter Laune, daß der Alpensohn so lange sein andächtiger Zuhörer gewesen. Er frug, ob er noch mehr aus seinem Beduinischen Schatzkästlein mittheilen solle, worauf ihm Erwin erwiederte, daß er eigentlich gekommen, um ihn zu einem Spaziergange abzuholen.

„Ich bin zwar bereit," sprach Alexander, „ich sehne mich ordentlich einmal nach anderer Luft; aber wird's denn gehen?" Er deutete damit auf sein erst dünn hervorgesproßtes Haupthaar.

„Warum denn nicht," munterte Erwin auf, „wir gehen ja unter lauter Türken, welche auf das Kopfhaar keinen Werth legen."

„Wenn wir nicht zufällig Spaßvögeln von der europäischen Diplomatie in den Weg laufen. Ich wäre des Todes. Sie würden sich sofort theilnehmend nach meinem einstigen, so malerischen Lockengekräusel erkundigen."

„Du brauchst blos zu sagen," gab Erwin den guten Rath, „es sei die neueste Mode aus Paris."

„Der Teufel, das glauben sie nicht!" sprach der Baron bedenklich.

„Du mußt ferner wissen," tröstete der Freund, „daß Dein Haarmalheur gar nicht in die diplomatischen Kreise gedrungen ist."

„Das fehlte auch noch," erwiederte Alexander, „ich reiste morgen nach Deutschland ab."

„Dein Märchen von dem hartnäckigen Nervenfieber hat überall Eingang gefunden."

„Es war auch die einzige Krankheit," versetzte der Baron, „die ich vorschützen konnte, um mich vor neugierigen Besuchen zu schützen. So ein ansteckendes Nervenfieberchen hält die Freundschaft zehn Meilen in der Runde ab. Wie wär' mir sonst auch Muße geworden zu den Beduinischen Studien?"

„Es wußte also wirklich Niemand von Deiner Haarlosigkeit?“

„Außer Dir, dem Gesandten Balliardi und Nikodemus, Keiner von einem Weibe Geborene. Ich habe in meinem ganzen Leben kein Geheimniß mit solcher Gewissenhaftigkeit bewahrt, als mein Badeabenteuer. Dem, Balliardi, diesem Schwätzer, hielt ich die Pistole vor die Brust. Er mußte schwören, und eine Schrift unterschreiben, daß er meinen Zustand der spottsüchtigen Welt nicht verrathe. Ich glaube, Chantilly's hätten mich auf's Theater gebracht, wenn sie eine Ahnung von meiner Haarlosigkeit gehabt.“

Die Opiumgeschichte ist nicht so unbekannt geblieben,“ sprach Erwin.

„Das ist mir gleichgültig. Die angesehensten Diplomaten haben in Theriakibuden geschlafen. Das kann Einem passiren, der Frau und Kinder hat.“

„Die Sache kam Dir ordentlich zu statten; denn die böse Welt hielt Dein Nervenfieber für eine unmittelbare Folge des Opiumrausches; ein Fall, der auch nicht zu den seltenen gehört.“

„Da sieht man wieder,“ lachte der Baron, „wie alles Schlimme in der Welt auch sein Gutes hat.

Binnen acht bis vierzehn Tagen hoffe ich hinsichtlich meines Kopfes vollkommen wieder hergestellt zu sein."

„Dann gehst Du zur Recreation wieder in's Bad," meinte der Alpensohn.

Felseck spreizte hier alle zehn Finger zur Decke, und that in graußiger Rückerinnerung einen so rasenden Schwur, daß sich Erwin beide Ohren zuhietl.

„Ich glaub's ja, ich glaub's," rief er einmal über das andere. Aber der Baron ließ sich nicht sogleich stören. Seine Eitelkeit hatte zu schwer gelitten.

Nachdem die beiden jungen Männer Rath gepflogen, welchen Weg durch die Hauptstadt sie einschlagen wollten, vollendete der Baron seine Toilette und man machte sich auf den Weg, um zunächst die reichen und weltberühmten Bazars von Constantinopel in Augenschein zu nehmen.

Achtes Kapitel.

Estrella im Bade.

Wie die Sonne, wenn sie eine Zeit lang von dunklen Wolken bedeckt gewesen, endlich mit verdoppeltem Glanze hervortritt, war auch die Gnade des gutmüthigen Sultans zu seiner ersten Kadine wieder gekehrt. Die Sehnsucht nach dem schönen Weibe hatte den letzten Groll gegen die Vergehungen desselben vergessen gemacht, und ehe die Sichel des Mondes sich wieder erneut hatte, war Estrella in den Blumenpavillon und in all' die frühere Pracht und Herrlichkeit zurückgekehrt. Aber dasselbe herrschsüchtige und intriguenvolle Weib, das diesen reizenden Aufenthalt vor einigen Monden verlassen, war wiedergekommen. Die strenge Prüfungszeit im einsamen und von

allen Annehmlichkeiten entblößten Pappelpavillon hatte durchaus nicht den vom Sultan beabsichtigten Erfolg gehabt. Die harte Prüfung war spurlos an dem Herzen Estrella's vorübergegangen und die Kadine benutzte ihre jetzige freiere Stellung mehr denn je, ihre rachsüchtigen und ehrgeizigen Pläne in's Werk zu setzen.

An Intriguenlust und Unternehmungsgeist stand dem Sterne der Nacht am Nächsten die zweite Kadine, Suleima, die Blume des Paradieses. Wenn ihre Pläne auch nicht so hochfliegend waren wie die Estrella's, welche schlechterdings unbeschränkte Beherrscherin des Serails zu sein wünschte, sei es an Mustapha's Seite oder an der des revolutionssüchtigen jüngern Bruders, Achmet, so verfolgten die zwei Kadinen doch in zwei Punkten ein und dasselbe Ziel; Erstens die Vernichtung Leila's, deren Entbindung nicht weit mehr entfernt war, und alsdann größere Emancipation von dem allgewaltigen Einflusse der Valide Sultana. Estrella hatte daher, sobald sie den Blumenpavillon wieder bezogen, nichts Angelegentlicheres zu thun, als mit Suleima zusammenzukommen und zwar so allein wie möglich, und

hierzu bot sich kein passenderer Ort dar, als die prachtvollen Badehallen des Serails, wo die badenden Frauen des Sultans völlig unbelauscht und höchstens von den vertrautesten Dienerinnen umgeben waren.

So eben hatte Estrella von Suleima ein rosaduftendes Billet erhalten, worin die Blume des Paradieses meldete, daß sie noch diesen Vormittag sich in's Bad begeben werde. Sogleich ließ Estrella zurücksagen, daß es ihr sehr angenehm sein werde, die Blume des Paradieses im Bade zu begrüßen. Gedekli hatte jetzt alle Hände voll zu thun, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen; denn die Badetoilette einer Kadine verlangte der Sitte gemäß nicht geringere Aufmerksamkeit, als die Empfangtoilette, wenn der Großherr officiell seinen Besuch hatte ansagen lassen.

Von dem Blumenpavillon führte ein dichter dunkler Laubgang, dessen Fußboden mit weichen Teppichen belegt war, nach dem Badehause der Frauen des Sultan. Es war hier die Einrichtung getroffen, daß in dem großen geräumigen Marmorbassin, welches einen großen Theil des ganzen Badegebäudes ausfüllte, mehre Damen gemeinschaftlich baden konnten; doch gab es auch kleinere, in den Nebenhallen abgesonderte

Bassins, für den Fall, daß man allein oder höchstens in Gesellschaft einer Freundin das Bad genießen wollte.

So wie Suleima die Nachricht erhalten, daß Estrella die indirecte Einladung angenommen, traf auch sie ihre Vorkehrungen. Sie bezeichnete namentlich die Odalisken, welche den äußern und innern Dienst verrichten sollten. Zugleich ertheilte sie Befehl, daß das Hauptbad auf zwei Stunden selbst für die dritte und vierte Kadine, die Perltaube und die Palme von Rosette, geschlossen sei. Laut Serailsordnung und Etiquette konnte stets die im Range höher stehende Kadine für gewisse Stunden das große Marmorbad für sich allein beanspruchen und die tiefer stehende Collegin ausschließen. Die letztere jedoch mußte es sich gefallen lassen, wenn die höher Gestellte zu gleicher Zeit zu baden für gut befand. Valida Sultana badete stets allein und mußten sämmtliche Kadinen ihr nachstehen. Ein gleiches Vorrecht genossen die Schwestern und Töchter des Großherrn, welche auch nur den Namen „Sultana" führen durften. Trotzdem standen auch sie unter der allgebietenden Valida Sultana.

Blos von Gedekli und zwei Badedienerinnen gefolgt, bewegte sich Estrella in einfachem, weißem, florartigem Badekostüm, das die reizenden Formen halb sichtbar machte, halb nur ahnen ließ, wie eine aus weißem Marmor gehauene Götterstatue, durch den von Jasmin und Reseda duftenden Gang nach dem Marmorbade. Die von Wunderhand geformten Füßchen staken in niedlichen Pantöffelchen von gelber Seide. Mit einer sylphenhaften Grazie, die nie erlernt werden kann und angeboren ist, schwebte das schöne Weib die weißen Alabasterstufen empor, welche nach der Badehalle führten. Die Thüre von Sandelholz that sich schweigend auf und schloß sich, so wie Estrella die Schwelle überschritten hatte. Sie wandelte, stets auf kostbaren Teppichen gehend, durch mehre Gemächer, von denen eins schöner als das andere und in welchen sämmtlich ein tiefes Schweigen herrschte. Alle Dienerinnen zogen sich zurück, nachdem der Stern der Nacht das an den großen Badesaal grenzende Ankleidezimmer betreten hatte. Blos Gedekli blieb zugegen und half ihre Gebieterin entkleiden. Nachdem die Odaliske die vor ein paar Stunden erst mit großer Mühe und vielem Fleiße geknüpften Haargeflechte wieder gelöst hatte,

so daß das reiche, glänzendschwarze Haar wie eine dunkle Nacht über die beiden schneeigen Schultern herabwallte, fielen allmählig die verrätherischen Hüllen und stand endlich Estrella in ihrer himmelvollen Schönheit wie die dem Meer entstiegene schaumgeborene Göttin da.

„Gott, wie schön seid Ihr," flüsterte Gedekli begeistert und küßte die Alabasterhand des Meisterstücks der Schöpfung. Das Meisterstück der Schöpfung war aber Weib genug, als daß es der Begeisterung der Dienerin hätte zürnen sollen.

„Du bist eine kleine Schmeichlerin," lächelte Estrella und frug: ob die Blume des Paradieses schon angekommen sei?

„Sie entkleidet sich ebenfalls," berichtete Gedekli, „aber getröstet Euch, Hoheit, sie ist lange nicht so schön wie Ihr. Ihr Teint hat gelitten, während die Dunkelheit des Pappelpavillons den Euren wunderbar weiß erhalten hat." Wirklich war auch die Hautfarbe Estrella's von blendender Reinheit und Frische, wie neugefallener Schnee. Die Dienerin reichte jetzt ihrer Gebieterin, der zweiten Aphrodite, das Badegewand dar, welches aus einem langen lichten, gazear=

tigen Schleier bestand, in welchem sich Estrella mit solcher malerischen Geschicklichkeit zu hüllen verstand daß das Gewand wie ein leichtes Gewölk den reizenden Gliederbau umfloß.

Da tönte eine Glocke, welche verkündete, daß die Blume des Paradieses den Badesaal betreten hatte.

Suleima, die reizende Circassierin, zwar von etwas dunklerem Incarnat, gab, was die Vollendung und Weichheit der Formen anbetraf, dem Sterne der Nacht Nichts nach; obwohl der Körper der Letztern sich in Folge der längern Bußezeit sich merklich frischer erhalten hatte. Auch Suleima war in ein gazeartiges Nebelgewand gehüllt; aber bei weitem nicht so verführerisch wie Estrella, obschon erstere bis zum Gürtel die Wunderformen ihres Körpers ohne Verhüllung zeigte.

Beide Kadinen, die mehre Monden von einander getrennt gewesen, waren außerordentlich begierig, sich wieder persönlich zu begegnen; theils um ihre gemeinschaftlichen Intriguen gegen Leila und die Valide wieder anzuknüpfen, theils um sich zu überzeugen, wie ihr gegenseitiges Aeußere beschaffen. Denn obschon beide sich als Freundinnen begegneten, so be-

trachtete doch im Stillen die Eine mit Neid und Eifersucht die körperlichen Reize der Andern.

Dem Sterne der Nacht konnte daher nichts süßer klingen, als das Lob und die Rede ihrer Lieblingsodaliske, welche die Schönheit der eignen Herrin über die der zweiten Kadine erhob. Estrella stellte sich zweifelhaft und wollte scheinbar den Worten Gedekli's keinen Glauben beimessen.

„Deine Liebe zu mir, meine Gedekli," sprach sie mit seltener Sanftmuth, „läßt mich wahrscheinlich blos in Deinem Auge passabel erscheinen. Ich zweifle," setzte sie seufzend hinzu, „ob es auch bei Andern der Fall sein dürfte. Liebe macht parteiisch."

Nachdem jedoch Gedekli bei allen Seligkeiten des Paradieses gelobt, daß ihr noch kein Weib so schön vorgekommen, als ihre hohe Herrin und daß dies nicht blos ihre Ueberzeugung, sondern der Ausspruch sämmtlicher Odalisken sei, welche in neuester Zeit das Glück gehabt, vor der Herrin erscheinen zu dürfen, so lächelte Estrella sehr holdselig, reichte von selbst die Hand zum Kusse und zugleich gebot sie, die Thür zum großen Marmorbade zu öffnen und sich alsdann sofort zu der übrigen Dienerschaft im dritten Vorzim-

mer zurückzubegeben, und nicht eher wieder zu erscheinen, bevor nicht das Zeichen mit der Glocke gegeben sein würde. Um mit Estrella so unbelauscht wie möglich zu sein, war von Suleima bei ihrer Dienerschaft dieselben Vorsichtsmaßregeln getroffen worden.

Der große Saal, in dessen Mitte sich das Marmorbassin befand, war mit der höchsten Pracht ausgestattet. Die hohen Wände, mit kostbaren persischen Tapeten bekleidet, vergegenwärtigten in der mannichfachsten Farbenpracht die schönsten Blumen und Fruchtstücke, zwischen welchen kunstreiche Webereien Sprüche aus dem Koran darstellend sich arabeskenartig hindurchschlangen. Weiche üppige Divans von rothem Sammt und goldner Seide, gleichfalls mit Blumen aller Art reich geschmückt, zogen sich längst der Wände dahin. In den vier Ecken des Saales glimmten auf goldnen Dreifüßen wohlriechende Hölzer, deren leichter fast unsichtbarer Dampf den ganzen Raum auf das Angenehmste Weihrauchähnlich erfüllte. Das Licht erhielt auch dieser Badesaal durch die Decke, welche ein Milchglasähnliches Gewölbe zu sein schien. Inmitten des großen Raumes befand sich in einer Vertiefung, nach welcher von allen Seiten Stufen hinabführte,

das große Marmorbassin, in welchem eine klare, Balsamduftende, weiche, warme Fluth wollüstig wogte.

Suleima, bevor sie in die duftende Fluth hinabstieg, nahm auf einem der Divans Platz, und schien Estrella zu erwarten. Da ertönte abermals die Badeglocke und der Stern der Nacht in reizender Schleierverhüllung trat herein, wie das Gebilde einer überirdischen Welt. Suleima erhob sich sofort und eilte der Eingetretenen entgegen. Die beiden schönen Frauen umarmten sich mit scheinbar schwesterlicher Herzlichkeit, aber in Suleima's Busen biß sich der Giftzahn des Neides und der Eifersucht ob Estrella's berauschender Schönheit schmerzhaft ein.

Der Stern der Nacht war die Holdseligkeit und Liebenswürdigkeit selbst. Er führte die Blume des Paradieses, sie mit zarter Aufmerksamkeit überschüttend, nach einem der schwellenden Divans, ließ sie zuerst niedersetzen und nahm mit schmeichlerischer Vertraulichkeit an ihrer Seite Platz.

Wie viel hatten sich die beiden Frauen zu erzählen, seitdem sie von einander getrennt gewesen. Estrella konnte den Aufenthalt im Pappelpavillon nicht grausenhaft genug beschreiben. Auch Suleima klagte,

daß sie die ganze Zeit über so gut wie in Gefangenschaft gelebt. Die Valide habe ein so strenges Hausreglement eingeführt, daß eine Spazierfahrt oder Wasserfahrt nach Bukjukdere, oder sonst einem kaiserlichen Landsitz, wo ehedem die Kadinen in unbelauschter Ländlichkeit, befreit von der strengen Etikette des Serails, so frohe Stunden verlebt, nicht mehr zu denken sei.

„Sogar unsre stets rosenlaunige Perltaube," fuhr Suleima fort, „ist ob der Quälereien der Valide ganz melancholisch geworden."

„Und der Löwe," erkundigte sich Estrella mit großer Gespanntheit, „wie ist sein Verhalten?"

„Der Löwe?" lächelte spöttisch die Blume des Paradieses, „da mußt Du die Odalisken fragen, welche die sorgsame Mutter allwöchentlich auswählt. Wahrscheinlich verstehen diese unbeholfenen Mädchen anmuthigere Märchen zu erzählen, als die Kadinen. Seit Monden müssen die Gemahlinnen des Großherrn mit Schmerz und Demüthigung zusehen, wie ungebildete Sclavinnen, angekauft im ersten besten Frauenbazar, vorgezogen werden. Es fehlt weiter nichts, als daß wir auf Befehl der Valide mit Nächstem in das alte Serail wandern."

Die schlaue Estrella vernahm nicht ohne Zufriedenheit, daß während ihrer Bußezeit es keiner ihrer Nebenfrauen hatte gelingen können, sich der Gunst Mustapha's vorzugsweise zu versichern. Nichtsdestoweniger war auch sie empört ob der unerhörten Tyrannei der Valide, namentlich in Betreff der Spazier- und Wasserfahrten. Sie hoffte indeß Alles von dem Moment, wo ihr wieder vergönnt sein würde, den Beherrscher der Gläubigen mit ihren langen schwarzen Locken an sich zu flechten, ein reizendes Spiel, das sie früher oft getrieben und das Mustapha sehr zu lieben schien. Sie hüllte nämlich Haupt und Brust des an ihrer Seite ruhenden Gemahls mit ihrem reichen seidenen Haupthaar wie in eine selige Nacht, worauf sie unter schalkhaften Küssen und Kosen aus dem eignen, außerordentlich langen Haar mit einer an's Beispiellose grenzenden Geschicklichkeit ein Netz zu flechten verstand, in welchem das Haupt des Löwen wie in weichen seidenen Fesseln ruhte. Erhob sie nun selbst ihr Blumenhaupt, so zog sie das Antlitz des glücklichen Gatten unmittelbar und zwar ganz sanft und leise an ihre Brust.

Nachdem die Blume des Paradieses sich noch über

mannigfach andere Verationen, welche die Kadinen von der Valide zu erdulden, beklagt hatte, erkundigte sich Estrella auf das Angelegentlichste nach Leila, der einzigen jungen Dame des Serails, die von der Natur bevorzugt worden war, dem Sultan einen Nachkommen zu versprechen.

„Nenne mir diesen Namen nicht," erwiederte Suleima in der unmuthigsten Stimmung, „willst Du mich nicht ganz unglücklich machen. Ehe die Trauben blauen und der Sinaapfel sich golden färbt, werden wir allesammt das erhebende Schauspiel erleben, wie die vier Kadinen in Prozession nach dem Lager der Bulgarischen Dirne ziehen, Geschenke darbringen und den Segen Allah's herabflehen für das Wohl der hochbegnadeten jungen Mutter."

„Nimmermehr," rief aufspringend Estrella, und ihr Sonnenhaftes Auge funkelte unheimlich, „eher stürze ich mich von der Zinne des Selimminarets herab und zerschmettere mein Haupt auf den Marmorstufen."

„Allerdings," gestand Suleima, „der Gedanke, eine unbedeutende Sclavin als Sultana und vielleicht dereinst als Valide begrüßen zu müssen, kann zum Wahnsinn führen."

„Ich morde Mutter und Kind," rief Estrella, wie eine Furie auf und nieder schreitend.

„Unsre letzten Versuche, die Unglückselige zu vernichten," fuhr Suleima nach einer Pause in gedämpftem Tone fort, „sind fehlgeschlagen. Wir hatten dem Wagenführer, der die Bulgarin fast täglich am Meeresufer spazieren fährt, zehntausend Piaster geboten, wenn er aus Versehen den Wagen umwerfe. Vergeblich. Der Feigling hat mit dem Kopfe geschüttelt und gemeint, daß von zehntausend Piastern sein Kopf nicht wieder wüchse."

„Allerdings," sprach mit stillem Ingrimm Estrella, „für zehntausend Piaster wächst kein Kopf wieder und wär's ein Schafkopf."

„Wir haben," fuhr die Blume des Paradieses fort, „die gleiche Summe dem Fährmann geboten, welcher die kaiserliche Barke mit der Dirne allwöchentlich nach Bukjukdere fährt oder nach Scutari übersetzt — fast dieselbe Antwort, sein Leben sei ihm lieber als zehntausend Piaster. Wir haben durch unsere Agenten Fähnleins und Geld unter die wilde Gassenjugend von Istambul vertheilen lassen, mit dem Begehr, die Pferde der Karosse scheu zu machen, worin die Bulgarin

saß; aber die dem Fuhrwerk vor und zur Seite reitenden Janitscharen ließen die wilde Rotte nicht an den Wagen."

„Ja," schloß Suleima ihren traurigen Bericht, „wir haben Koptische Zauberer kommen lassen, die Himmel und Erde in der Gewalt haben. Sie sollten, während Leila auf dem Wasser sich befand, das Meer empören, damit es diese Unglückselige mit sammt dem künftigen Thronerben in seinem feuchten Schooße begrabe; die Zauberer thaten auch ihr Möglichstes, aber jene Person muß unter dem Schutze irgend eines mächtigen Geistes stehen. Trotz allen Zaubersprüchen rührten sich weder Himmel noch Meer. Dieser unsichtbaren Protection verdankt sie wahrscheinlich auch ihren hoffnungsreichen Zustand. Ueberdieß bewacht die Valide ihren Günstling, wie einen Augapfel, so daß innerhalb des Serails der Dirne gleich gar nicht beizukommen ist."

Estrella erkundigte sich jetzt mit scheinbar weit geringerer Theilnahme, als sie für die Odaliske an den Tag gelegt, nach dem Prinzen Achmet.

„So viel mir bekannt worden," antwortete die

Blume des Paradieses, „genießt er bereits seit einiger Zeit wieder die frühere Freiheit."

Der Stern der Nacht schöpfte bei diesen Worten von Neuem Athem.

Er stieg einige Marmorstufen nach dem Bade hinab und hielt die Zehen des linken nackten Füßchens in die Fluth, um sich von der Temperatur des Wassers zu überzeugen. Ihre leidenschaftliche Wuth gegen Leila schien einer ruhigern Ueberlegung gewichen zu sein.

„Komm, Suleima," sagte sie mit dem ihr so eigenthümlichen weichen Flötentone, „das Bad ist gut, versenken wir uns bei diesen trostlosen Zeiten in das Meer der Vergessenheit." Damit zog sie ein paar kleine goldene Nadeln aus dem luftigen Gewande und die Schleier sanken wie ein Nebel vor dem Glanze der Sonne.

Die Blume des Paradieses, obschon den schönsten Frauen ihrer Zeit angehörend, zuckte unwillkürlich zusammen, als sie die Schönheit Estrella's in ihrer ganzen Vollendung erschaute. Auch sie lüftete jetzt eine Schleife und die beiden reizenden Gestalten

tauchten in die weiche, himmlisch duftende Fluth des Bades.

„Setze Dich zu mir, Suleima," sprach der Stern der Nacht, indem er spielend Wasser aus der gehöhlten Hand auf ihre schwanenweißen Schultern und den Nacken herabgleiten ließ, „vielleicht, daß wir doch Mitrel und Wege ausfindig machen, unsere Feindinnen zu verderben, den Löwen in unsere Arme zurückzuführen und wieder die einstigen allmächtigen Beherrscherinnen des Serails werden."

Die schöne Cirkassierin kam leicht und zierlich wie eine Meerfrau durch die Fluth daher und nahm an Estrella's Seite Platz. Die beiden am Körper so schönen, aber am Herzen von Neid, Eifersucht und Herrschsucht vergifteten Huldgestalten, boten jetzt all ihren Scharfsinn auf, die ihre Stellung so bedrohende Favoritodaliske Leila zu verderben; aber vergebens. Das Mädchen war durch die weisen Vorsichtsmaßregeln der Valida Sultana gegen alle Serailsintruguen, alle weibliche Hinterlist und feindliche Angriffe in solchem Grade geschützt, daß sowohl Suleima wie Estrella nach einer langen Berathung, die Ohnmacht die Nebenbuhlerin zu verderben, eingestehen mußten.

Estrella klitschte verzweifelt mit der flachen Goldhand auf die Wasserfläche, gleichsam als wollte sie einen glücklichen Gedanken aus dem feuchten Elemente schlagen. Da plötzlich leuchteten ihre Blicke, sie umschlang die neben ihr sitzende und mit den Wellen spielende Suleima. „Ich wüßte noch ein Mittel," rief sie, „aber" — fügte sie leise und langsam hinzu, „kostspielig, sehr kostspielig."

„Nimm von meinen Perlen und Diamanten so viel Du bedarfst," sprach Suleima bereitwillig.

„Wenn wir vier Kadinen zusammenhielten und kein Opfer scheuten," fuhr Estrella fort, „wäre eine Möglichkeit, daß wir unsern Zweck erreichten."

„Wenn es sich um Blut handelt," versetzte die Blume des Paradieses, „steuert die Perltaube nicht bei. Sie ist in solchen Angelegenheiten von höchst krankhafter Empfindsamkeit. Wir haben sie bei all unsern Unternehmungen gegen die Bulgarin aus dem Spiele lassen müssen. Ich glaube sie verriethe uns in eigner Person, wenn sie wüßte, daß wir der sich Mutter fühlenden Odaliske ein Leid anthuen wollten. Doch erkläre Dich deutlicher. Wie heißt das Mittel, das Du zu unser Aller Rettung aufgefunden hast?"

„Aller Wahrscheinlichkeit nach," sprach nun Estrella, „wird, wenn bei der Entbindung der Bulgarin auch nur die entfernteste Gefahr droht, aus Vorsicht der fränkische Arzt, der bei schweren Geburten in neuerer Zeit so oft seine Kunst bewährt hat, zu Hülfe gerufen — diesen Mann müssen wir gewinnen, es koste was es wolle. Er ist Ausländer, sein Heil ist nicht an die Hauptstadt gebunden. Er kann überall leben. Freilich müssen wir ihm aber eine Summe bieten, die ihn selbst die Geschenke des Sultans vergessen macht. Unter dreißigtausend Ducaten dürfen wir nicht bieten."

„Aber Estrella," frug die Blume des Paradieses, „wo wollen wir diese Summe herbekommen? An Perlen und Diamanten kann ich höchstens für fünf bis sechstausend Ducaten bieten."

„Ohne Sorge," tröstete Estrella, „ich gebe zehntausend, die Palme von Rosette steuert fünftausend —"

„Aber wo das Uebrige hernehmen?" sprach Suleima.

„Dafür muß Prinz Achmet sorgen," gab der Stern der Nacht zur Antwort, „ich sollte meinen, sein Interesse würde durch die Geburt eines Thronerben wohl nicht minder gefährdet."

„Ich bewundre Deinen Scharfsinn, Estrella," sprach die zweite Kadine, „in der That, das wäre ein Weg, unser Ziel zu erreichen."

Nachdem die beiden Frauen noch geraume Zeit Berathung gepflogen, wie sie den Prinzen Achmet von ihrem Plane in Kenntniß setzen, zur Mitwirkung auffordern und wie überhaupt die ganze Angelegenheit zu leiten sei, kehrte die alte frohe Laune in Beiden zurück. Sie träumten sich wieder in ihre frühere Alleinherrschaft, in die ehemaligen Freiheiten, wo sie außerhalb des Serails Tagelang Landpartieen unternahmen und priesen sich glücklich, einen Weg ausfindig gemacht zu haben, der geeignet schien, die frühern Zeiten herbeizuführen.

In ihrer frohen Laune begannen sie ein höchst anmuthiges Wasserspiel, indem sie auf geschickte Art Wasserstrahlen gegen einander warfen. Angriff und Vertheidigung ward hierbei so anmuthig und grazienhaft geführt, daß bei diesen reizenden Beugungen und Stellungen ein Künstler reichen Stoff zu einem Nymphenbade gefunden haben würde.

Estrella schwamm jetzt nach dem einen Marmorufer, wo in vergoldeten Aschenkrügen die seltensten

Blumen in reicher Farbenpracht blühten. Sie brach sich purpurrothe Korallenblüthen, wand dieselben zu einem Kranze und drückte ihn auf's Haupt. Diese rothen Korallenblumen in den nächtigen Locken waren von bezaubender Wirkung. Sofort schwamm Suleima zu dem entgegengesetzten Ufer und wand sich einen Kranz von Frühlinggrünen Lotosblättern.

„Wohlan," lachte sie, „Du, Estrella, bist die Korallenbraut, ich die Nymphe des Flusses; Du willst mir den Flußgott abwendig machen, das dulde ich nimmer; auf, vertheidige Dich." Zugleich begann sie Estrella mit kleinen leichten buntfarbigen Bällen, die in reicher Auswahl Körbchenweise am Ufer standen zu bewerfen. Die Korallenbraut flüchtete an's Ufer, ergriff mit der linken Hand ein kleines ovales und mit einem Stiele versehenes Drahtgeflecht, womit sie die feindlichen Bälle geschickt parirte und auf die Angreiferin zurückzuwerfen bemüht war, während sie mit der rechten Hand eine Rolle rosaseidenen Bandes erfaßte, die über eine bewegliche Spille gewunden und in dessen einem Ende eine kleine Achatkugel eingenäht war. Wer mit dieser Rolle geschickt umzugehen wußte, der warf die Achatkugel so kunstgerecht, daß sie den Arm

oder Leib des Gegners umschlang und ihn vermittelst des seidenen Bandes zum Gefangenen machte. Estrella war Meisterin in diesem Bandwerfen und es gewährte einen wahrhaft bezaubernden Anblick, wie sie mit der einen Hand die Bälle abwehrte und mit der andern, wie ein weiblicher Jupiter, rosenrothe Blitze entsendete. Aber auch Suleima wußte geschickt den rosaseidenen Schlangen, die Estrella fort und fort gegen sie entsendete, zu entschlüpfen. Doch ward sie allmählich von der nach und nach kühner vordringenden Korallenbraut bis an das Ufer gedrängt. Hier griff sie nach derselben Waffe und entsendete himmelblaue mit Silber durchwirkte Strahlen gegen Estrella. Es war wohl das reizendste Schauspiel, das sich je dargeboten, wie diese beiden in Schönheit strahlenden Frauen im duftenden Bade dieses rosarothe und himmelblaue Bänderspiel trieben. Es waren Scenen, wie sie die altgriechische Götterwelt nicht grazienhafter zu träumen vermag. Da indeß Estrella geschickter im Angriff als in der Vertheidigung war, so gelang es nach einem halbstündigen himmelblauen und rosenrothen Kampfe der Lotosbekränzten Flußnymphe den rechten Schwanenarm Estrella's so glücklich zu treffen, daß

sich das himmelblaue Band nicht weniger denn dreimal um denselben schlang, so daß die Korallenbraut unrettbar zur Gefangenen der Flußnymphe gemacht wurde. Ein lachender Kuß beendete den interessanten Kampf.

„Aber," sprach Suleima, „es geziemt dem Sieger, daß er Großmuth übe, Du wirst, schöne Korallenbraut, erschöpft sein und nach einer Erfrischung verlangen. Gebiete über meine Vorrathskammern. Wünschest Du Gelée von Erd- oder Himbeeren, von Pfirsich oder Ananas, von Aprikosen oder Chocolade?"

„Ich unterwerfe mich," scherzte Estrella, „dem anerkannten feinen Geschmacke des Siegers. Sollte sich dieser auch auf etwas Johannisbrod mit lauer Mandelmilch erstrecken, so würde ich mein Geschick nicht genug preisen können, in so gastfreundliche Gefangenschaft geathen zu sein."

Die Blume des Paradieses zog hierauf eine der zahlreichen Klingelschnuren, die längs dem Marmorufer des duftenden Badesee's angebracht waren, worauf sich ein Thürchen zurückschob und ein fußbreiter Kanal mit lauwarmem Wasser hervor strömte. Dieser kleine Strom führte auf seinem Rücken in damenbrettartigen Gondeln die erlesensten Früchte und Confituren

bei. Selbst die gewünschte Mandelmich nebst dem Johannisbrode fehlten nicht. Diese kleine Flotille, beladen mit Früchten aller Art, gewährte einen gar lieblichen Anblick.

„Nun," scherzte Suleima, „schöne Korallenbraut, lange nach dem, wonach Dein Herz gelüstet."

„Nur unter der Bedingung," versetzte Estrella, „daß meine hohe Besiegerin Gesellschaft leistet."

Die beiden Frauen ließen sich's jetzt wohlschmecken, denn die anhaltende Bewegung im Bade hatte ihre Eßlust rege gemacht. Sie glichen inmitten der zahlreichen Früchte wunderschönen Obsthändlerinnen; nur mit dem Unterschiede, daß sie die süßesten Früchte selber aufzehrten.

Estrella schlürfte so eben mit halbzugedrückten Augen an ihrer Mandelmilch, die sie sehr liebte, und Suleima brach eine rosigangehauchte Aprikose auseinander, als plötzlich ein unferner Kanonenschuß die Stille des Badesaals durchzitterte. Ein zweiter und dritter folgten rasch auf einander.

„Beim Himmel, was ist das?" riefen beide Kadinen aus einem Munde und blickten sich erschrocken an.

In demselben Augenblicke stürzte Gedekli bleich und athemlos in den Saal.

„Vergebung, Hoheiten," rief sie, „wenn ich ungerufen komme; aber es ist Rebellion in den ersten beiden Höfen des Serails. Schon hört man das Knattern der kleinen Gewehre und in der Gegend der Magazine steigt die Flamme blutroth gen Himmel."

„Wie," frug sich Estrella, die zuerst die Fassung wieder gewann, „sollte Achmet sein Wort gelöst und losgeschlagen haben? Meine Kleider, Gedekli, schnell, schnell!"

Die Blume des Paradieses, obschon mehr todt als lebendig, rief instinctmäßig gleichfalls nach ihren Gewändern. Sie vergaß aber in der Angst die Glocke zu ziehen, weßhalb von ihrer Dienerschaft sich Niemand blicken ließ. Estrella hatte längst das Bad verlassen und war bereits halb angekleidet, als Suleima noch immer Hände ringend mit aufgelöstem Haar, wie eine verzweifelnde Najade, im Bade auf und ab irrte und nach ihren Gewändern rief. Gedekli zog endlich an ihrer Statt die Glocke, worauf auch die Dienerinnen schreckenvoll herbeieilten und die an allen Gliedern zitternde Gebieterin in die luftigen Badekleider hüllten.

Neuntes Kapitel.

Aufruhr in dem Serail.

Die von der französischen und der Kriegspartei seit geraumer Zeit gelegten Minen waren endlich gesprungen. Ein Theil der Oturbitz, dieser wildesten, stärksteu und verwegensten Janitscharenorta, befand sich in voller Empörung. Er hatte nach kurzem aber entscheidendem Kampfe die dem Sultan ergebenen Truppenabtheilungen aus den Höfen des Serails hinausgeschlagen und befand sich im Besitze des größten Theils der innerhalb der Serailsmauer gelegenen Großherrlichen Gebäude und Plätze. Nur mit einer Compagnie Albanesischer Scharfschützen schützte der Großvezier die dritte Abtheilung des Serails, die Wohnung des Sultans selbst und der unmittelbar damit im Zusammen-

hange stehenden Gemächer der Frauen und zahlreichen Odalisken.

Das kleine aber von hoher Tapferkeit und Treue für ihren Herrn und Gebieter beseelte Häuflein der Albanesen hatte bereits wiederholte Stürme gegen die von Opium berauschten Schaaren der Oturbitz abgeschlagen. Auf dem zweiten Serailhof floß das Blut in Bächen. Die durch den verzweifelten Widerstand der Albanesen noch mehr in Wuth gesetzten Janitscharen, hatten Feuer in die mit der kaiserlichen Wohnung zusammenhängenden Magazingebäude geworfen. Bereits schlug die Flamme an manchen Stellen durch das Dach. Doch glückte es der Albanesischen Besatzung des Brandes Herr zu werden.

Der Sultan mit dem Großvezier und einem Theile des Divan befand sich im großen Audienzsaale, wo man Berathung pflog, wie die Empörung am wirksamsten zu unterdrücken. Fort und fort wurden vermittelst der Ausgänge, die nach dem Meere führten Bothen nach der Stadt entsendet, um die treuen Regimenter gegen die Rebellen in Bewegung zu setzen; aber der Name der gefürchteten Oturbitz wirckte beteubend und unermüdlich waren die zahlreichen Agenten

von Omar Pascha und Chantilly beschäftigt, die Truppen schwankend zu machen und für die Sache der Rebellen zu gewinnen. Man verbreitete das Gerücht, der Aufstand sei blos gegen den Großvezier gerichtet, welcher in österreichischem Solde stehe, den Sultan betrüge und ihn von einem Ruhm- und Beutereichen Kriege gegen das Abendland abhielte. Die Agenten des Aufruhrs fanden daher einen großen Anhang unter der nach Beute gierigen Soldateska, um so mehr als der Großvezier wegen seiner Friedensliebe und strengen Disciplin bei den Truppen nichts weniger als beliebt war.

Als daher die von dem Ministerrathe abgesandten Oberofficiere Befehl ertheilten, nach dem Serail aufzubrechen und die rebellische Oturbitz zu Paaren zu treiben, zeigte sich große Mißstimmung, die hier und da in offne Widerspenstigkeit ausartete.

Nichtsdestoweniger gelang es der Energie mehrer Obersten, ihre Truppen in Gehorsam zu erhalten und sie gegen das Serail in Marsch zu setzen. Diejenigen Regimenter, auf deren Treue man nicht glaubte rechnen zu dürfen, erhielten Befehl, die Hauptstadt bis auf mehre Meilen zu verlassen.

Die Insurgenten waren vorsichtig genug gewesen, das

äußere Thor des Serails, das vorzugsweise die hohe Pforte genannt wird, mit Kanonen zu besetzen und zu verbarricadiren. Die vorrückenden Generale sahen sich genöthigt, ebenfalls Geschütze gegen diese Hauptposition aufzufahren. Das Kanonenfeuer begann. Donner auf Donner rollte über die zittternde Hauptstadt. Mehre Sturmangriffe von Seiten der kaiserlichen Truppen wurden abgeschlagen. Die in den Hauptgebäuden des zweiten Serails fest postirten Albanesen bemerkten bald in den minder herzhaften Angriffen, daß den Rebellen Gefahr von außen drohe. Sie riefen sich daher einander Muth zu und waren bemüht, das Feuer zu verdoppeln. Zu gleicher Zeit drangen mehre Compagnien regierungstreuer Truppen durch die nach der Meerseite gelegenen Pforten zum Schutze des Sultans in den Gärten und Terrassen des Serails vor. Die geheiligten Räume der dritten Abtheilung des Großherrlichen Serails, die außerdem Männern bei Todesstrafe zu betreten verboten waren, hallten jetzt wieder von den Tritten und dem Waffengeklirr einer kampfbegierigen Soldateska. Manche in heiliger Stille aufgeblühte Lotosblume, manche duftende Lilie, die ihr Glockenhaupt stolz erhob, ward ge-

knickt und zertreten von den in rascher Eile vordringenden Kolonnen. So wie die Reserve=Compagnien den Palast des Sultans erreicht hatten, stürzten sie sofort mit gefälltem Bajonette in den zweiten Serailshof und es gelang ihnen nach kurzem aber blutigem Kampfe die Rebellen nach dem ersten Hofe zurückzudrängen.

Unterdeß war der Cabinetsrath unter dem Vorsitze des Sultans fortwährend versammelt. Der Schehir Emini, der so eben eintrat, brachte die Nachricht von dem Zurückweichen der Aufständischen und berichtete zugleich über die Ursache der Emeute. Es war die gewöhnliche. Die Besatzung des Serail beklagte sich über zu schlechte Kost. Der Reis=Efendi wie auch der Groß=Vezier schauten jedoch tiefer und erkannten nur zuwohl, daß die Intriguen der alten Kriegspartei dießmal zu Grunde lagen. Sie waren daher Beide der Meinung, daß der Aufstand mit aller Energie niedergeschlagen werden müsse und als die Aufrührer eine Deputation schickten, um zu parlamentiren, so sprachen sich die beiden Großwürdenträger entschieden dahin aus, daß mit Rebellen nicht zu unterhandeln sei. Sie verlangten Unterwerfung und zwar

sofortige Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Auch der Kriegsminister trat dieser Meinung bei.

„Noch," sprach er, „beschränkt sich die Insurrection auf die beiden Höfe des Serails. Ich habe aber sichere Nachricht, daß die Rebellen mit den Truppen der Hauptstadt in Verbindung stehen. Ich habe daher sämmtliche unzuverlässige Regimenter aus der Hauptstadt entfernt und sie so dislocirt, daß die Verbindung unter ihnen nur mit großen Schwierigkeiten herzustellen ist. Wie im vorigen Jahre so sind auch dießmal Omar Pascha und die Franzosen die Seele der Bewegung. Die Hauptsache ist, daß wir so schleunig wie möglich die Empörung im Serail mit eiserner Hand darniederschlagen. Jede Minute Zögerung bringt Gefahr. Noch ist es kaum der zehnte Theil der Oturbitz, der sich erhoben, ihre Hauptmacht steht auf der Lauer und der alte Othman ist fast gänzlich in den Schlingen unsrer Feinde gefangen."

Wieder erschien ein Parlamentair der Aufständischen. Sie verlangten Amnestie und freien Abzug mit den Waffen, widrigenfalls sie die Hauptgebäude des ersten Serailshofs in die Luft sprengen und sich unter den Trümmern begraben würden.

Der Sultan, mehr ein Mann des Friedens und der Versöhnung, als der raschen entschlossenen That, erschrack sichtlich bei dieser Drohung der Rebellen. Seine aufgeregte Phantasie malte ihn die Verwüstung so kostbarer Gebäude in dem abschreckendsten Lichte. Er schwankte daher, was er dem Parlamentair für eine Resolution ertheilen sollte.

Die leider auch im Divan nicht unbedeutend vertretene Kriegspartei erkannte sofort die Stimmung des Gebieters und suchte Nutzen daraus zu ziehen.

„Ich halte es nicht für heilsam," sprach der Kapudan Pascha, „daß man verzweifelten Soldaten selbst wenn sie sich zu verbrecherischen Handlungen, haben hinreißen lassen, indem man ihnen jede Brücke des Rückzugs abbricht, zu Schritten der Verzweiflung treibt. Der Kriegsminister gesteht selbst zu, daß die Insurgenten mit den Truppen außerhalb geheime Verbindung unterhalten, daß ihre Kameraden, die Hauptmacht der Oturbitz, auf der Lauer stehen. Würde eine übergroße Strenge nicht die üble Stimmung erhöhen und am Ende den Aufruhr außerhalb des Serails zum Ausbruch bringen?"

„Ich dächte aber, wir hätten oft genug gesehen,"

hielt der Reis-Efendi entgegen, „daß Milde und Nachsicht bei solchem Aufstande fast immer die Aufmunterung zu anderweiten Insurrectionen wurden. Ich bin namentlich in vorliegendem Falle, wo die Empörung nur das Zeichen zu einem größern Aufstande außerhalb des Serails zu sein scheint, für die unnachsichtlichste Strenge."

Der Mufti, obschon Oberhaupt der Geistlichkeit, dennoch der Kriegspartei ergeben, benutzte seine Stellung als Mann des Friedens und rieth zu versöhnlichen Maßnahmen gegen die Aufständischen.

Nach wiederholten ziemlich heftigen Debatten entschloß man sich endlich zu einem Mittelweg, der eben seiner Halbheit wegen zum Verderben führte. Man gestattete den Rebellen freien Abzug und Straflosigkeit, jedoch unter der Bedingung, daß sie zuvor die Waffen niederlegten und drei der Haupträdelsführer auslieferten. Ein Wuthschrei hallte durch die Reihen der zurückgedrängten Janitscharen, als ihnen diese Bedingungen bekannt wurden. Sie begannen von Neuem den Kampf, mußten aber der Uebermacht bald erliegen. Aus einer Position nach der andern gedrängt, warf sich der Rest in die kaiserlichen Küchengebäude, wo sie sich zwar noch eine Zeitlang hielten, aber bald aus Mangel an

Munition das Feuer einstellen mußten. Jetzt steckten sie von Neuem die weiße Fahne auf und in der Divansversammlung begannen abermals die Berathungen. Der Reis-Efendi drang jetzt auf so fortige Vernichtung des Rests der Aufständischen. „Wenn ein solcher Trotz nicht exemplarisch gestraft wird," rief er, „so setzt man Thron und Reich den größten Gefahren aus."

Der Oberste der Geistlichkeit sprach im salbungsreichen, Frieden und Versöhnung heuchelnden Tone: es sei des Bluts genug geflossen. Die Schuldigsten seien gewiß bereits umgekommen. Bis jetzt habe man den Insurgenten im ehrlichen Kampfe gegenüber gestanden. Wenn man auch die Wehrlosen hinopfre, überschreite man die Schwelle des Mords. Die Lection, welche die diesmalige Oturbitzbesatzung erhalten, sei so nachdrücklich gewesen, daß sie gewiß eine Lehre sein würde für lange Zeit.

„Vor allen Dingen ist nöthig, daß das durch die Rebellen schwer beleidigte Gesetz gesühnt werde. Ich bestehe nicht darauf, daß sie Alle umkommen, aber das Gesetz verlangt, daß wenigstens der Schuldigste ausgeliefert werde und mit seinem Tode durch des Henkers Hand den schweren Frevel büße." Der Minister

des Kriegs wußte noch mehrere scheinbar sehr einleuchtende Gründe für diese seine Ansicht geltend zu machen, so daß dieselbe endlich zum Beschluß erhoben ward. Man verkündete den von allen Seiten eingeschlossenen und gedrängten Rebellen Pardon und freien Abzug ohne Waffen, sobald sie den Schuldigsten unter sich ausgeliefert haben würden. Zugleich ward ihnen bekannt gemacht, daß der Ausgelieferte sofort und zwar vor ihren Augen die Strafe durch Henkershand erleiden würde, die sie allesammt verdient hätten.

Unter den eingeschlossenen Insurgenten herrschte indeß ein solches point d'honneur und ein solcher Corpsgeist, daß sie es für schimpflich hielten, einen der Ihrigen auszuliefern, um sich durch dessen Tod Straflosigkeit zu erkaufen. Nach kurzer Verhandlung erklärten sie sich Alle für schuldig. Sie wollten Alle lieber selber den Tod erleiden, als daß es je heißen sollte, die Oturbitz habe einen ihrer Brüder ausgeliefert.

Schon standen die mordlustigen Albanesen mit gespannten Gewehren und aufgepflanzten Bayonnetten des Befehls gewärtig, den widerspenstigen Haufen für immer zur Ruhe zu bringen; als in der Versammlung der Janitscharen der junge Odapaschi, Aladdin mit

Namen, der Neffe des greisen Othman, des Obersten der Oturbitz, und derselbe, welchen der Leser bereits in der Abendgesellschaft bei Chantilly's gesehen, auf eine Erhöhung sprang: „Ich bin," rief der junge Mann mit Stentorstimme, „nachdem die Kameraden gefallen, der vornehmste Officier unter Euch. Als solcher darf ich nicht dulden, daß wegen mir so viele brave Streiter verloren gehen. Ich bin der Schuldigste. Darum gewährt mir, meine Brüder, die Bitte für Euch und zu Ehren der Oturbitz in einen Tod zu gehen, den ich nie schöner auf dem Schlachtfelde hätte finden können."

„Nimmermehr," schrien die Janitscharen, von diesem Heldenmuthe noch mehr begeistert.

„Wohlan," donnerte der kühne Jüngling, „ich bin Euer einziger Befehlshaber. Ihr seid mir Gehorsam schuldig bis zum Tode. Darum befehle ich Euch, sofort nach meinem Tode das Serail zu verlassen. Ich liefere mich aus."

Mit diesen Worten sprang er von seiner Erhöhung und eilte seine Waffen wegwerfend mitten unter die Albanesen, die ihn sofort zum Gefangenen machten. Viele der Janitscharen wollten ihrem heldenkühnen Anführer nachstürzen, rannten aber in die entgegen-

starrenden Bayonnette. Eine Anzahl stürzte tödtlich verwundet zu Boden. Die Execution Aladdins fand auf der Stelle statt. Eine zwanzig Mann starke Abtheilung der Albanesen bildeten einen Halbkreis. Ein Kapidschibaschi mit entblößtem Damaszener erschien; der junge Janitscharen-Officier mußte niederknieen und im Augenblicke rollte wohlgetroffen sein Haupt auf dem Erdboden.

Haarsträbendes Wuthgeheul der noch übrig gebliebenen Janitscharen begleitete den Fall des Heldenjünglings. Eine Stimme rief: „Jetzt müssen wir leben, um seinen Tod zu rächen.“ „So sei es!“ tönte es wie aus Einem Munde. „Das flammende Serail werde sein Scheiterhaufen!“ In demselben Augenblicke klirrten die Waffen der Aufständischen am Boden. In Folge der Amnestie wurden die Waffenlosen unter starker Eskorte bis vor das Thor gebracht, wo sie die Freiheit erhielten.

Noch war der Divan versammelt, als ein albanesischer Adjutant die Nachricht brachte, daß der Aufstand gedämpft und das verletzte Gesetz durch die Hinrichtung des Anführers gesühnt sei.

Seine Hoheit der Sultan machte gegen den ihm zunächstsitzenden Großvezier eine Handbewegung und dieser frug: „Wer war der Schuldigste, den die Strenge des Gesetzes traf?"

„Sein Name ist Aladdin, Neffe des Oberst Othman. Er war Odapaschi in der Oturbitz."

Ein unheilvolles dumpfes Gemurmel lief bei diesen Worten durch die Versammlung.

„Unmöglich," rief der Großvezier und seine Stimme zitterte, „den Neffen Othmans sollte man ausgeliefert haben?"

„Um die Seinigen vom Tode zu retten," lautete die Antwort des Adjutanten, „bot er sich freiwillig als Opfer dar und überlieferte sich selbst den Händen des Kapidschi."

„Unglückseliges Verhängniß," rief Abdullah, dann wandte er sich mit ergreifender Stimme an die Versammlung: „Erleuchtete Häupter dieser hohen Versammlung, der Tod des jungen Aladdin ist ein böses, böses Zeichen. Den Aufruhr innerhalb der Mauern des Serail haben wir unterdrückt; aber ich fürchte, ein verhängnißvollerer außerhalb steht bevor. Nimmermehr wird der, unsrer Regierung feindlich ge-

sinnte Othman den Tod seines Neffen; nimmer die Oturbitz den Tod eines ihres Officiers durch Henkershand ruhig hinnehmen. Erleuchtete Häupter, mehr denn je gilt jetzt thatkräftiges Zusammenhalten."

„Auch ich befürchte," sprach der Reis Efendi, „daß die Hinrichtung des Neffen Othmans böses Blut machen wird. Hätten wir die Rebellen im ehrlichen Kampfe, Mann für Mann, über die Klinge springen lassen, wie meine Meinung war, stand das Recht der Selbstvertheidigung auf unsrer Seite. Wir hätten der übermüthigen Oturbitz einen wohlthätigen Schrecken beigebracht. Die einzelne Hinrichtung des nächsten Verwandten des gefürchteten Obersten wird als ein Act der Privatrache von Seiten der Regierung erscheinen."

Energischer als seine Vorgänger sprach sich der Kriegsminister aus: „Wie dem sei," rief er, „die Regierung war auch bei der Hinrichtung dieses Janitscharenhauptmanns in ihrem Rechte; und sie war in ihrem Rechte, wenn sie auch den Rest der sämmtlichen Rebellen dem verdienten Henkertode überlieferte. War sie aber zeither zu nachsichtig, so ist es Pflicht, um so unnachsichtlicher, rücksichtsloser und entschiedener

zu handeln, für den Fall ihre zu große Nachsicht gemißbraucht werden sollte."

„Die Oturbitz," fuhr er aufgeregt fort, „mag, so sie sich durch die verdiente Hinrichtung eines ihrer Hauptleute beleidigt fühle, mit ihrer bösen Gesinnung offen hervortreten. Es ist überhaupt einmal Zeit, zu erfahren, wer denn eigentlich in Constantinopel gebietet, ob Sultan Mustapha oder jene übermüthige Soldateska."

Die Rede des Kriegsministers belebte in manchem Mitgliede des Divans die gesunkene Thatkraft. Hier und da wurden Klagen laut gegen die zahlreichen Uebergriffe der ebenso gehaßten wie gefürchteten Janitscharenorta.

Der Großvezier benutzte diese günstige Stimmung: „Wohlan, erleuchtete Häupter," sprach er, „bitten wir Seine Hoheit, daß er die Versammlung schließe, damit ein jeder sich auf seinen Posten begebe. Ein schwerer Strauß scheint bevorzustehen. So Gott will, gehen wir als Sieger hervor, und fallen wir, so fallen wir als ehrenwerthe Muselmänner für unsern Kaiser und Herrn."

Der Sultan hob den Divan auf und unter dem

begeisterten Rufe: „Hoch lebe Mustapha, der Kaiser der Osmanen!“ trennte sich in großer Aufregung die Versammlung.

Während des Kampfes in den Höfen und Gebäuden des Serails, saß Othman, der Oberst der Oturbitz, ein Greis von fünf und siebzig Jahren in düsteres Schweigen versunken auf dem Divan seines Audienzgemaches. In den angrenzenden Gemächern stand eine nicht unbedeutende Anzahl seiner Hauptleute, deren innere Aufregung sich indeß nur durch ein leises aber angelegentliches Flüstern unter einander zu erkennen gab. In kurzen Zwischenräumen langten Boten an und wurden solche abgesendet. Pedrelli schlich unter ihnen auf und ab, bald diesem bald jenem ein paar Worte in's Ohr wispernd. Fast Aller Blicke waren auf den alten Obersten gerichtet, der in der letzten Stunde schwankend geworden war, ob er sich der Bewegung anschließen solle oder nicht. Er war sehr aufgebracht, daß die Oturbitz im Serail ohne seinen Befehl losgeschlagen hatte. Darum zögerte er und zögerte er, die Gesammtmacht der Oturbitz zu den Waffen zu rufen.

„Thörichtes Beginnen, das," grollte er nach langem Schweigen für sich in abgebrochenen Sätzen — „handvoll Wagehälse — ohne meine Ordre abzuwarten — die Sache ließ sich auf anderm Wege arrangiren — Abdullah war zu stürzen ohne Blutvergießen — und auch Aladdin darunter — junger Feuerkopf — hätte ihm mehr Verstand zugetraut — er konnte zur Ruhe vermahnen — sein Namen reichte hin" — wieder ein lange Pause, wo sich das Haupt des Greises nachdenkend auf die Brust senkte — „Soll ich den Feuerkopf in der Noth im Stiche lassen?" — Wieder eine lange Pause. „Jussuff!" rief endlich der Oberste.

Ein alter Hauptmann trat vor.

„Wie stehts mit den Rebellen?" frug der Greis.

„Traurig genug," lautete die Antwort, „durch unerwartete Hülfe, die der Divan von Außen erhalten ist die Oturbitz in die Küchengebäude zurückgedrängt, wo sie sich heldenmüthig vertheidigt."

„Geschieht ihnen recht," murrte der Oberst.

Jussuff, der schlachtenergraute Krieger, benutzte den günstigen Moment. „General," sprach er, „wenn wir nicht schleunigst zu Hülfe eilen, werden wir in diesem Leben von den Unsern Keinen wiedersehn."

„Keinen?“ frug der Oberst in düsterm Tone, und nach einer Pause: „Du hast Recht. Entsende sofort zwei Boten, den Einen an die Oturbitz des Serail, daß sie sich unterwerfe; den Andern an den Divan, daß er die Feindseligkeiten einstelle. Lasse dem Divan meinen Respect vermelden, ich würde selbst die Schuldigen, die ohne meinen Befehl zu den Waffen gegriffen, bestrafen.“

Der Hauptmann wollte sich entfernen, als ihn der Greis noch einmal zurückrief: „Und dem Aladdin lasse sagen, er möge bedenken, daß unsre einst so blühende Familie keinen männlichen Sproß mehr zu verlieren habe.“

Jussuff entfernte sich, und der alte Othman versank wieder in sein lethargieähnliches Hinbrüten. In den Nebengemächern entstand aber ob der von dem Obersten ertheilten Ordres unter den versammelten Hauptleuten ein ziemlich vernehmbares Murren. Pedrelli, als er vernahm, daß Othman dem Divan seinen Respect vermelden ließ, biß sich die Lippen blutig. Er suchte die Aufregung unter den Officieren nach Kräften zu vermehren. Als er jedoch gewahrte, daß sie von der Disciplin gefesselt nicht in offne Flammen ausschlug, zog er einen der einflußreich-

sten Janitscharenhäuptlinge auf die Seite: „Diese so eben ertheilten Befehle des Obersten," sprach er, „liefern den besten Beweis, daß dieser schwachsinnige Greis durchaus nicht mehr geeignet ist, dem Heldencorps der Ortubitz würdig vorzustehen. Die Erbitterung ist allgemein. Wäre sie nicht zu benutzen, der Oturbitz einen jüngern Aga zu geben, welcher weit mehr dem Geiste und der Gesinnung dieses thatendürstenden Corps entspräche?"

Der Janitscharen-Veteran blitzte den Italiener mit vernichtendem Blicke an. „Dergleichen ehrlose Verrätherei," antwortete er, mag bei Euch im Abendlande zu Hause sein; der Oturbitz sind die Befehle ihres Aga heilig, selbst wenn ihr Herz dabei blutete."

Der Italiener wollte so eben nochmals versuchen, die Unzufriedenheit der Officiere zur offenen Empörung anzublasen; als plötzlich vor dem Palaste ein großes Getümmel entstand. Wildes Stimmengeräusch ward vernehmbar, Waffen klirrten und gleich darauf stürzte ein Unterofficier der Oturbitz in die Versammlung. Seine Kleidung war mit Staub bedeckt, sein Gesicht bleich und verstört, Schaum vor dem Munde,

Wuth im Blick. „Rache! Rache!“ rief er athemlos in abgebrochenen Sätzen. „Wo ist der Aga?“

Man wies nach dem Audienzgemache. Der unheilvolle Bote schwankte über die Schwelle und fiel vor dem Obersten der Oturbitz halbtodt zu Boden.

„Was ist das? Was soll das?“ frug Othman wie aus einem Traume erwachend.

„Zur Rache — Aga — zur Rache!“ heulte der am Boden Liegende — „die Oturbitz ist geschändet, durch feige Henkershand geschändet.“

„Was sagst Du?“ frug der Oberst und der alte Janitscharengeist schien in dem Greise wach zu werden.

„Nachdem zwei Drittheile der Unseren in ehrlichem heldenmüthigen Kampfe gefallen,“ berichtete der Janitschar weiter, „hat man den Edelsten feig hingerichtet.“

„Hingerichtet?! Wie? Besinne Dich? Hingerichtet?“ — Das Auge des Greises bei diesen Fragen rollte fürchterlich, wie das des Löwen, wenn er im Begriff ist, gegen den Feind zu springen. Der Oberst war aufgesprungen mit einer Hast und Lebendigkeit, die man seinen Jahren nicht zugetraut hätte. Zwanzig Jahre jünger stand sie da die hohe Ehrfurcht ge-

bietende Gestalt des Obersten der Oturbitz. „Vollende, Unglücksrabe!“ sprach er.

„Das Haupt Deines Neffen Aladdin fiel unter Henkershand,“ erscholl es Todesschauernd aus dem Munde des Janitscharen.

„Hah!“ rief der Greis und brach wie der gewaltige Eichstamm unter dem letzten Schlag der Axt majestätisch zusammen. Eine geraume Zeit ruhte die greise Heldengestalt ohnmächtig in den Armen der herbeigeeilten Officiere. Endlich erwachte er; aber dieses Erwachen war schrecklich, furchtbar. Beide Hände an die Stirn gehalten, schwankte der Greis wiederholt das Gemach auf und ab. „Aladdin — todt — gemordet — Henkershand!“ rief er abgebrochen im Tone des tiefsten Seelenjammers, „der Streich war gut berechnet, Abdullah! Aber,“ fügte er nach einer Pause hinzu, indem die alte Energie erwachte und der Gestalt die alte imposante Haltung wiedergab, „noch ist der alte Löwe nicht ganz todt, Du könntest Dich verrechnet haben, Großvezier!“ Wieder nach einer Pause fuhr er fort: „Herr des Himmels, jetzt schenke mir noch drei Tage zu leben und Dir, mein Aladdin, soll eine Todtenfackel flammen, wie noch keine geleuchtet so

lange sich Istambul in den Wellen des Bosporus spiegelt." Und mit der alten Begeisterung einflößenden Feldherrnstimme wandte er sich jetzt zu den umringenden Hauptleuten, deren Kampfbegier kaum mehr zurückzuhalten war: „Auf zu den Waffen! Generalmarsch durch alle Sectionen der Oturbitz! Keiner darf zurückbleiben. Unser Name ist geschändet, unsere Ehre verpfändet. Wir lösen sie ein oder gehen unter."

Kaum hatte der Obrist diese Worte gesprochen, als der dichtgeschaarte Kreis der Officiere sich öffnete, und ein Reiter, glühend vom Ritte, rasch daher trat und sich vor Othman auf ein Knie niederließ: „Der Pascha von Morea," sprach der Bote, „entbietet Dir seinen Gruß. Er rückt Morgen gegen die Hauptstadt mit dreißigtausend Mann. Die mißvergnügten Regimenter treten zu ihm über. Er läßt daher fragen, ob er auf die Heldenschaar der Oturbitz rechnen kann?"

„Sage dem Pascha von Morea," erwiederte mit Würde der Obrist, „daß ihm die Heldenschaar der Oturbitz Bahn brechen werde nach den Sälen des Serails. Sage ihm, daß er willkommen sei!"

Eine Viertelstunde nach diesen Worten wirbelten die Trommeln des Generalmarsches durch Constantinopel.

Ende des zweiten Bandes.

Stolle, Ferdinand,

Die weisse Rose Geheimnisse aus dem Serail. Morgenländischer Roman von Ferdinand Stolle

Bd.: 2

Plauen 1851